

aus  
politik  
und  
zeit  
geschichte

beilage  
zur  
wochen  
zeitung  
das parlament

Otto B. Roegele  
Wolfgang Kunkel  
Friedrich G. Friedmann

B 38/66  
21. September 1966

Die deutsche Universität  
im Dritten Reich

Otto B. Roegeler, Dr. phil., Dr. med., geboren 1920 in Heidelberg, studierte Geschichte und Medizin an den Universitäten München, Erlangen, Heidelberg und Straßburg. Unter Richard Siebeck und Victor von Weizsäcker war er in der Heidelberger Medizinischen Universitätsklinik tätig. 1948 berief ihn Franz Albert Kramer in die Redaktion des „Rheinischen Merkur“ und übertrug ihm 1949 die Chefredaktion des Blattes. Seit 1963 ist er ordentlicher Professor der Zeitungswissenschaft an der Universität München und Herausgeber des „Rheinischen Merkur“.

Veröffentlichungen u. a.: Erbe und Verantwortung, 1948; Europäische Voraussetzungen, 1948; Kirche und öffentliche Meinung, 1953; Bruchsal, wie es war, 1955; Kirche und Politik, 1956; Was erwarten wir vom Konzil?, 1961; Was geht uns Christen Europa an?, 1964; Presse-Reform und Fernseh-Streit (Hrsg.), 1965.

Herausgeber:

Bundeszentrale für politische Bildung,  
53 Bonn/Rhein, Berliner Freiheit 7.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, 2 Hamburg 36, Gänsemarkt 21/23, Tel. 34 12 51, nimmt gern entgegen:

Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;

Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum Preise von DM 2,— monatlich bei Postzustellung;

Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preise von DM 5,50 zuzüglich Verpackungs- und Portokosten.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung der herausgebenden Stelle dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Wolfgang Kunkel, Dr. jur., o. Professor für Römisches Recht, geboren am 20. 11. 1902 in Fürth (Odenwald), promovierte 1924 in Freiburg i. Br. Danach bis 1926 als Assistent an der Juristischen Fakultät der Universität Berlin. 1926 Privatdozent für römisches Recht, 1928 ordentlicher Professor in Freiburg i. Br., 1929 in Göttingen. Von 1936—1943 lehrte er in Bonn, von 1943 bis zu seiner Übersiedlung 1956 nach München in Heidelberg. Seine Lehrtätigkeit wurde in den Jahren 1939/40 und von 1943 bis 1946 durch seine Wehrdienstverpflichtung unterbrochen. 1947/48 war er Rektor der Universität Heidelberg.

Veröffentlichungen u. a.: Römisches Privatrecht, Neubearbeitung des Werkes von Paul Jörs, in: „Enzyklopädie der Rechts- und Staatswissenschaft“, 1935, Neudruck 1949; „Quellen zur neueren Privatrechtsgeschichte Deutschlands“ (Hrsg. Franz Beyerle), Bd. I/1 Ältere Stadtrechtsreformationen, 1936, Bd. I/2 Landrechte des 16. Jahrhunderts, 1938; Römische Rechtsgeschichte, 1947, 4. Aufl. 1964; Herkunft und soziale Stellung der römischen Juristen 1952; Untersuchungen zur Entwicklung des römischen Kriminalverfahrens in vorsullanischer Zeit, Abhandl. der Bayer. Akademie der Wiss. N. F. 56, 1962.

Friedrich Georg Friedmann, Dr. phil., wurde am 14. 3. 1912 in Augsburg geboren, studierte Medizin an den Universitäten München und Freiburg i. Br. 1933 emigrierte er zunächst nach Italien, wo er bis 1939 Germanistik und Philosophie studierte. Von 1940 bis 1960 lehrte er als Professor der Philosophie an verschiedenen amerikanischen Colleges und Universitäten und leistete gleichzeitig mehrjähriges „field work“ in Süditalien und Mexiko. Seit 1960 ist er Professor für Nordamerikanische Kulturgeschichte und Direktor des Amerika-Instituts der Universität München.

Zahlreiche Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Kulturgeschichte, hauptsächlich der Bauernkulturen (The Hoe and the Book, 1960) und der Kultur der Vereinigten Staaten (in Vorbereitung: Amerikanische Kulturgeschichte).



## Student im Dritten Reich

Im vergangenen Jahr veranstalteten die deutschen Universitäten Ringvorlesungen zum Thema „Die Universitäten im Dritten Reich“. Aus der Marburger Vorlesungsreihe ist an dieser Stelle der Vortrag von Ernst Nolte „Zur Typologie des Verhaltens der Hochschullehrer im Dritten Reich“ abgedruckt worden (B 46/65). In den Ringvorlesungen der Universität München kamen in erster Linie Männer zu Wort, die jene Zeit aus eigenem Erleben kannten und aus dieser Sicht berichteten. Insofern stellen die Vorträge von Otto B. Roegele, der in der NS-Zeit studierte, von Wolfgang Kunkel, der sie als Professor erlebte, und von Friedrich G. Friedmann, der 1933 zur Emigration gezwungen wurde, eine gute Ergänzung zur Untersuchung von Ernst Nolte dar.

Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Piper-Verlages, der die Vorlesungsreihe in Kürze unter dem Titel „Die deutsche Universität im Dritten Reich“ in den Piper-Paperbacks veröffentlicht.

### Hitler über die Studenten

Der Nationalsozialismus besaß kein philosophisch begründetes politisches System. Hitlers Reden und Schriften waren weder philosophisch noch systematisch. Nichtsdestoweniger wurden sie von der Partei und ihren Propagandisten als unverrückbare Lehrsätze und in ihrer Gesamtheit als eine Sammlung unfehlbarer Rezepte zur Behandlung aller vorkommenden Fälle politischer Entscheidung ausgegeben. Widersprüche störten dabei nicht, da das Bedürfnis nach Widerspruchsfreiheit als Relikt liberalistischer Verbildung des Denkens verachtet und bekämpft wurde.

Die Kanonisierung von Hitler-Worten erwies sich freilich als zweischneidiges Schwert. Sie bot zuweilen auch dem Gegner des Regimes beträchtliche Vorteile. Wer in der Lage war, seine nonkonformistische Meinung oder Verhaltensweise mit einem Hitler-Zitat zu rechtfertigen, bekam gelegentlich sogar die Chance, sich gegen Parteidiensgrade erfolgreich durchzusetzen, die weder *Mein Kampf* noch gar etwas anderes von Hitler gelesen hatten, dies aber natürlich nicht zugeben konnten.

Über die Studenten hat sich Hitler 1927 wie folgt geäußert:

„Mitten in dem gewaltigen Ringen unseres Volkes sehen wir die Jugend der deutschen Intelligenz vollkommen ziel- und planlos umherirren oder sich im allgemeinen auf einer Plattform sammeln, die schon ihren Vätern zum Verderben wurde. Nicht ‚bierehrliche‘ Stiefestigkeit, sondern politische Schlagkraft ist jetzt nötig, und die Vorstellung der heutigen Zeit wird nicht mehr befriedigt durch den ‚Studiosus‘ von einst, den mehr oder weniger bemoosten Häuptern (sic), als vielmehr durch den Mann, dessen Beschreibung heißt: schlank

wie ein Windhund, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl. Ein neuer Typ muß erstehen, der nicht mehr in seinem Wert gewertet wird nach dem Ertragen von Bier, sondern nach dem Grad seiner Nüchternheit und der Widerstandsfähigkeit in den Unbilden des Lebens und dem Angriffsfanatismus gegen die Feinde des Lebens, mögen sie sein wer immer.“<sup>1)</sup>

Bei der gleichen Gelegenheit ließ Hitler auch schon durchblicken, was er vorhatte, wenn dieser „neue Typ“ nicht befehlsgemäß „erstehen“ würde; und es ist nicht schwer, den Unterton der Drohung herauszuhören, der hier mitschwingt:

#### Wolfgang Kunkel:

Der Professor im Dritten Reich . . . S. 21

#### Friedrich G. Friedmann:

Auswanderung und Rückkehr . . . S. 35

„Wenn aber gerade *die* Schicht des Volkskörpers, die berufen sein soll, einst die geistige Leitung desselben in die Hand zu nehmen, sich selbst von der Lebensgestaltung, im wichtigsten Sinne genommen, ausschließt, darf sie sich nicht wundern, wenn endlich auch das wirkliche Leben über diese Schicht hinweggehen wird, ohne Rücksicht auf Vergangenheit, das Zweckmäßige des Augenblicks oder die Notwendigkeit für die Zukunft zu nehmen.“<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Zitiert nach: Die Studentische Kameradschaft, Sonderausgabe vom April 1938, S. 14 f., Institut für Zeitgeschichte, München.



## Der „Frontabschnitt Hochschule“

Die Studenten, die einer Organisation der NSDAP angehörten, stellten vor dem 30. Januar 1933 eine kleine Minderheit dar. Aber diese Minderheit war äußerst aktiv; sie konnte außerdem damit rechnen, daß die meisten Kommilitonen, soweit sie überhaupt politisch dachten, antirepublikanisch und — wie man damals sagte — „national“ gesinnt waren, somit bereit, der Agitation der Nationalsozialisten zumindest keinen Widerstand entgegenzusetzen.

Die Gefolgschaft Hitlers unter den Studenten war entweder in der SA oder im „Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund“ (NSDStB) organisiert. Beide Gruppen arbeiteten eng zusammen, wenn es um Protest-, Stör- und Wahlaktionen ging. Sie unterschieden sich allerdings darin, daß die „SA-Studenten“ meist das Studieren längst aufgegeben hatten, sich hauptberuflich dem Straßenkampf widmeten und sich nur ab und zu damit befaßten, dessen Terror-Methoden in die Universität hineinzutragen. Die Mitglieder des NSDStB dagegen sahen die Hochschule als ihren „Hauptkampfplatz“ an. Sie strebten planmäßig und mit Erfolg die Herrschaft in den studentischen Parlamenten an. Vereinfachend kann man sagen, daß in der ersten, etwa bis 1935 dauernden Phase die SA-Gruppen, danach der NSDStB die Vorherrschaft innehatten.

Es ist eine traurige, aber unbestreitbare Tatsache, daß die studentischen Vertretungen weit früher in die Hände der Nationalsozialisten fielen als die Einrichtungen des Staates. Der erste „Allgemeine Studenten-Ausschuß“ (AStA), der eine nationalsozialistische Mehrheit bekam, wurde 1929 in Erlangen gewählt. Einige Daten über die Zusammensetzung der Allgemeinen Studentenausschüsse im Wintersemester 1930/31 zeigen die Situation <sup>2)</sup>:

An der Technischen Hochschule Berlin besaßen die Nationalsozialisten 5 von 10 Mandaten, an der Tierärztlichen Hochschule in Berlin 20 von 30, an der Universität Breslau 22 von 30, in Erlangen 19 von 25, in Gießen 14 von 25, in Greifswald 9 von 15, in Jena 8 von 12, in Leipzig 8 von 15, in Rostock 7 von 11. In München waren sie mit 10 von 30 an der Universität, mit 11 von 30 an der Technischen Hoch-

schule noch in der Minderheit. Der Bazillus wirkte auch außerhalb der Reichsgrenzen: An der Tierärztlichen Hochschule in Wien hatten die Nationalsozialisten bereits 7 von 12 Mandaten in Händen, an der Technischen Hochschule in Brünn 8 von 20. Und auf dem „Deutschen Studententag“, der 1931 in Graz abgehalten wurde, errangen die Braunhemden die absolute Mehrheit sowie den Platz des Ersten Vorsitzenden in der Gesamtvertretung der Studenten deutscher Zunge <sup>3)</sup>. Nach dem Grazer Studententag von 1931 soll Hitler gesagt haben: „Wenn eines mich an den Sieg der Bewegung glauben läßt, so ist es der Vormarsch des Nationalsozialismus in der Studentenschaft.“ <sup>4)</sup> Der Studententag von 1932 demonstrierte den Erfolg des Nationalsozialismus: Er fand — und das war nicht nur eine Äußerlichkeit — in einer Königsberger Kaserne statt, bekannte sich zum „soldatischen Stil“, übernahm für die studentischen Organisationen das „Führerprinzip“ und beschloß, die Zeitschriften der Studentenschaft in den Dienst des Nationalsozialismus zu stellen <sup>4a)</sup>.

Trotzdem waren die Führer der Partei weit davon entfernt, sich mit diesen Ergebnissen zufriedenzugeben. Sie wußten ganz genau, daß ihre Siege bei den studentischen Wahlen nicht auf ihrer Stärke, sondern auf der Schwäche ihrer Gegner und auf der Passivität der großen Mehrheit der Studenten beruhten. In seiner Dissertation mit dem Titel *Der SA-Student im Kampf um die Hochschule*, die 1936 im Druck erschien, beschreibt Hans Joachim Düning die damalige Lage recht nüchtern: „Aber wenn auch der Nationalsozialismus in den meisten studentischen Parlamenten über eine zahlenmäßige Mehrheit verfügte, so änderte das nichts an der statistisch feststellbaren Tatsache, daß einem verschwindend kleinen Häuflein von getreuen Verschworenen eine ungeheure Masse von Gegnern, Lauen und Mitläufern gegenüberstand. Der ‚Nationalsozialistische Studentenbund‘, der NSDStB, die Form der nationalsozialistischen Weltanschauung an der Hochschule, umfaßte nur einen ganz gerin-

<sup>3)</sup> Dieter Sauberzweig, Auch Widerstand gab es an den Universitäten, in: „Die Zeit“ 1961, Nr. 14  
<sup>4)</sup> Herbert Schumann, Vom AStA zum SA-Hochschulamt, in: „Colloquium. Zeitschrift der freien Studenten Berlins“, 8. Jg., 1954, Heft 5, S. 14

<sup>4a)</sup> ebenda

<sup>2)</sup> ebenda, S. 107



gen Prozentsatz der Gesamtstudentenschaft. Die große Masse bestand entweder aus Freistudenten oder war unter irgendwelchen Losungen in einer Unzahl von Korporationen, Parteien und Vereinigungen verstreut und zersplittert.“<sup>5)</sup>

Die Erkenntnis, daß die große Mehrheit sowohl der Professoren wie der Studenten vom organisierten Nationalsozialismus nichts wissen wollte, ließ den „Frontabschnitt Hochschule“ der siegreichen NSDAP als ein Gebiet erscheinen, „dem in den ersten Jahren nach der nationalsozialistischen Revolution die größte Bedeutung innerhalb des Gesamtangriffs beizumessen ist“<sup>6)</sup>, zugleich aber auch als ein besonders schwieriges Gebiet. Zwar forderten radikale SA-Studenten nach der Machtergreifung im Reich die schlichte Gleichschaltung, wie sie in anderen Bereichen des öffentlichen Lebens praktiziert worden war; aber Funktionäre, die der Universität näherstanden, wußten gut genug, daß dieses Verfahren sich hier nicht anwenden ließ. So bemerkt Düning: „Die Umwandlung dieser Hochschule aus einer bürgerlich-liberalistischen in eine soldatisch-nationalsozialistische kann man nicht befehlen oder anordnen, wenn sie Bestand haben soll, sondern sie muß werden und wachsen aus der Kraft und dem Gedankengut der lebenden Generationen heraus.“

„Die lebende Generation“ — das waren die Studenten. Nur in der Studentenschaft verfügte der Nationalsozialismus über Sturmtruppen, die sich am „umkämpften Frontabschnitt Hochschule“<sup>7)</sup> gebrauchen ließen. Mißbilligend stellt Düning fest: „Eine ‚nationalsozialistische Dozentenschaft‘ hat es bis zur Machtergreifung nicht gegeben. Schon der Versuch einer solchen Organisation wäre wahrscheinlich von vorneherein aus Mangel an Mitgliedern gescheitert.“<sup>7a)</sup> Aus dieser Lagebeurteilung — um in der militärischen Terminologie des zitierten Autors zu bleiben — ergab sich auch der Einsatzplan: „Träger der Hochschulreform konnte also zunächst nicht die eigentlich dazu berufene Professorenschaft, sondern allein die Studentenschaft oder besser der NSDStB werden. Die Jugend mußte zu Tat und Werk mobilisiert und freigemacht werden ...“<sup>8)</sup> Das bedeutete natürlich nicht, daß die Partei auf die Gleichschaltung der Hochschulen durch administrative Maßnahmen verzichtete. Aber sie ging dabei langsamer vor, sie begegnete institutionellen und personellen Widerständen mit größerer Vorsicht und war auch weniger erfolgreich als auf anderen Gebieten, wie etwa in der Verwaltung, der Schule, der Justiz. Aber es bedeutete, daß die Partei in der Studentenschaft den Hebel suchte, mit dem sich die „liberalistische Universität“ aus ihren Angeln reißen ließ.

## Die Umerziehung des Studenten

Wie aber sollte die Partei den Studenten dort „erfassen“ (das war ein Lieblingswort der Epoche), wo ihn die Universität selbst nicht zu erfassen vermochte, wo bis dahin die studentische Selbstverwaltung, die Verbindungen und Korporationen ihr Eigenleben entfalten und die private Sphäre ihr Recht behauptete? Die Antwort der „SA-Studenten“ lautete sehr präzise: Die Selbstverwaltung war gleichzuschalten, die Verbindungen waren aufzulösen, an die Stelle der individualistisch-liberalistischen Studentenbude hatte das Kameradschaftshaus zu treten. In allen drei Institutionen sollte die Macht allein dem National-

sozialismus und seinen Organisationen gehören.

Die Gleichschaltung der studentischen Selbstverwaltung machte nicht viel Mühe. In den meisten Studentenparlamenten besaßen die Nationalsozialisten ja schon vor dem 30. Januar 1933 die Mehrheit. Allerdings entbehrten die Studentenvertretungen damals der staatlichen Anerkennung. Die Regierungen der deutschen Länder hatten zwar — Preußen 1920 — die studentischen Zusammenschlüsse nach dem Ersten Weltkrieg zunächst als willkommenen Beitrag zur Neuordnung der Universität begrüßt und ihnen bestimmte Rechte und Pflichten zuerkannt; aber Mitte der zwanziger

<sup>5)</sup> Hans Joachim Düning, *Der SA-Student im Kampf um die Hochschule*, Bd. 13 der „Pädagogischen Studien und Kritiken“ (hrsg. von Peter Petersen), Weimar 1936, S. 47

<sup>6)</sup> ebenda, S. 11

<sup>7)</sup> ebenda, passim

<sup>7a)</sup> ebenda

<sup>8)</sup> ebenda, S. 48

Jahre kam es zum Konflikt. Die Regierungen weigerten sich nämlich, eine von der „Deutschen Studentenschaft“ angenommene Verfassung zu sanktionieren, die einerseits über die Reichsgrenzen hinausgriff, indem sie auch Studentenschaften an den österreichischen und an einigen Hochschulen der Tschechoslowakei einbezog, die aber andererseits einen „Arier-Paragrafen“ enthielt, also die Mitgliedschaft deutscher Staatsbürger jüdischer Religion ausschloß. Die beiden Bedingungen hingen miteinander zusammen, denn die österreichischen Studentenschaften bestanden am heftigsten auf dem fatalen „Arier-Paragrafen“. Eine großzügige Satzung, die der preußische Kultusminister Becker zu Weihnachten 1926 anbot und die von den Regierungen akzeptiert worden wäre, war durch 25 von 26 studentischen Hochschulvertretungen Preußens im November 1927 abgelehnt worden.

So war die „Deutsche Studentenschaft“ nicht staatlich anerkannt und besaß keine korporativen Rechte im Hochschulwesen, als Hitler an die Macht kam<sup>9)</sup>. Der Nationalsozialismus hatte es unter diesen Umständen leicht, sich den Anschein der Großzügigkeit gegenüber den Studenten und ihrem Wunsch nach staatlicher Anerkennung ihrer Selbstverwaltung zu geben. Schon am 22. April 1933 wurde ein „Reichsgesetz über die Bildung von Studentenschaften an den wissenschaftlichen Hochschulen“ erlassen, und am 7. Februar 1934 folgte eine „Verfassung der deutschen Studentenschaft“. Die so lang ersehnte staatliche Anerkennung war damit erfolgt, aber auch der

Einbau der Studentenschaft in das nationalsozialistische Herrschaftssystem.

Es war eine ganz ähnliche Situation wie bei dem Schriftleitergesetz, in dem die rechtliche Stellung des Zeitungsredakteurs einer staatlichen Regelung unterworfen wurde; auch hier ging scheinbar ein alter Wunsch der Journalisten und ihrer Verbände in Erfüllung, indem der Status des Redakteurs umschrieben, seine Position gegenüber dem Verleger gefestigt wurde. Aber wie hier in Wirklichkeit an die Stelle der Abhängigkeit vom Verleger die viel ärgere Abhängigkeit vom Reichspropagandaminister trat, so mußte dort die Studentenschaft ihre endlich erlangte staatliche Anerkennung bezahlen mit der Aufgabe ihrer Autonomie und der völligen Unterwerfung unter die Formationen der Partei.

Die erste öffentliche Bewährungsprobe dafür, daß sich die Formationen der nationalsozialistischen Studentengruppen samt vielen Mitläufern auf Befehl mobilisieren ließen, lieferten die Bücherverbrennungen am 10. Mai 1933. Auf den Appell der Studenten-Funktionäre hin fanden sich in den deutschen Hochschulstädten nur allzu viele, die sich an der „Gesamtaktion wider den undeutschen Geist“ beteiligten, öffentliche und private Bibliotheken von Büchern jüdischer, liberalistischer, republikanischer Autoren „reinigten“, an den öffentlichen Verbrennungen mitwirkten, den „Feuerreden“ gegen „undeutsche“, „zersetzende“ und „dekadente“ Literatur von Heinrich Heine, Karl Marx, Thomas Mann, Sigmund Freud applaudierten und die Büchervernichtung mit frenetischem Jubel begleiteten<sup>10)</sup>.

## Staatliche Reglementierungen

In der „Verfassung der Deutschen Studentenschaft“ vom 7. Februar 1934 heißt es: „Die Deutsche Studentenschaft ist die Vertretung der Gesamtheit der Studenten. Sie steht dafür ein, daß die Studenten ihre Pflicht in Hochschule, Volk und Staat erfüllen. Vor allem hat sie die Studenten durch die Verpflichtung zum SA-Dienst und Arbeitsdienst und durch politische Schulung zu ehrbewußten und wahrhaften

deutschen Männern und zum verantwortungsbereiten selbstlosen Dienst in Volk und Staat zu erziehen. Durch lebendige Mitarbeit an den Aufgaben der Hochschule sichert sie die unlösliche Verbundenheit von Volk und Hochschule und einen im Volke wurzelnden, an Leib und Seele starken und geistig tüchtigen akademischen Nachwuchs. . . Die Erziehung zur Wehr-

<sup>9)</sup> Schumann, a. a. O., Heft 5—8; Dieter Sauberzweig, Der Führerstaat und seine Studenten, in: „Die Zeit“ 1961, Nr. 13

<sup>10)</sup> Einzelheiten über den Aufruf zur „Gesamtaktion“ vom 19. April 1933 sowie über die bei den Bücherverbrennungen benutzten vorgeschriebenen Parolen bei Dieter Sauberzweig, Die Hochschulen im Dritten Reich, in: „Die Zeit“ 1961, Nr. 11



haftigkeit liegt bei dem SA-Hochschulamt. Die politische Erziehung innerhalb der Deutschen Studentenschaft ist dem Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund anvertraut.“<sup>11)</sup>

Der Deutschen Studentenschaft gehörten laut Gesetz vom 22. April 1933<sup>12)</sup> alle „bei einer wissenschaftlichen Hochschule voll eingeschriebenen Studenten deutscher Abstammung und Muttersprache ... unbeschadet ihrer Staatsangehörigkeit“ an. Somit war jeder reichs- und volksdeutsche Student kraft Reichsgesetzes verpflichtet, am SA-Dienst und an der politischen Schulung durch den NSDStB teilzunehmen. Das klingt heute unglaublich, ist aber geschichtliche Tatsache. Das stand nicht bloß auf dem Papier, sondern wurde, wenn auch nicht überall in den gleichen Formen, tatsächlich praktiziert.

Die Deutsche Studentenschaft beanspruchte auf Grund des April-Gesetzes auch Zuständigkeit für die Studentenschaften in Österreich und über die deutschen Studenten an anderen ausländischen Hochschulen. Da die österreichischen Studentenschaften während der Zeit der Weimarer Republik zur Deutschen Studentenschaft zählten und auf dem Deutschen Studententag Sitz und Stimme hatten, schien dies nur die Weiterführung eines bestehenden Zustandes zu sein. Aber was unter demokratischen Verhältnissen möglich gewesen war, mußte unter totalitären Vorzeichen unweigerlich zur Spaltung führen. Die Regierenden in Wien und Prag wehrten sich gegen die Einmischung nationalsozialistischer Institutionen, und da man 1934 in Berlin noch den außenpolitischen Eklat fürchtete, formulierte das Gesetz vom 7. Februar 1934 erheblich vorsichtiger:

„Die Deutsche Studentenschaft ist der Zusammenschluß der deutschen Studentenschaften an den Hochschulen des geschlossenen deutschen Sprachgebietes. Zusammenschlüsse deutscher Studenten an Hochschulen außerhalb dieses Gebietes werden durch besondere Abkommen Glieder der Deutschen Studentenschaft.“

Freilich bezog sich schon der nächste Paragraph wieder ausdrücklich auf das Gesetz von 1933 und die Kriterien „Abstammung und Muttersprache“; es ließ dann die verräterische Zusicherung folgen: „Deutsche Studenten, die nicht Reichsdeutsche sind, übernehmen wäh-

rend ihres Aufenthaltes an einer reichsdeutschen Hochschule durch die Zugehörigkeit zur Deutschen Studentenschaft keine Pflichten, die den Gesetzen ihres Staates widersprechen.“

Der NSDStB, dem das Gesetz vom 7. Februar 1934 die „politische Erziehung“ aller deutschen Studenten anvertraute, war ein Nachkömmling unter den Organisationen der Hitler-Partei. Der Gründungsaufwurf stammt vom 8. Dezember 1925 und ist unterzeichnet von Wilhelm Tempel und Helmut Podlich, die in München Jura studierten<sup>13)</sup>. Sehr spontan scheint die Gründung nicht erfolgt zu sein. Aus einem von Rudolf Heß unterzeichneten Billet mit dem Aufdruck „Kanzlei von Adolf Hitler, München 2, Schellingstr. 50“ geht hervor, daß Hitler selbst die Bildung einer Studentengliederung seiner Partei veranlaßt hat. Wilhelm Tempel wurde erster „Reichsführer des NSDStB“, 1928 folgte Baldur von Schirach, gleichfalls aus der Münchener Hochschulgruppe, 1934 Albert Derichsweiler, 1936 Dr. Gustav Adolf Scheel, der sich in Heidelberg im „Fall Gumbel“<sup>14)</sup> besonders hervorgetan hatte und der auf dem Reichsparteitag 1937 den erhellenden Satz prägte: „Wir wollen keinen wissenschaftlichen Nationalsozialismus, sondern eine nationalsozialistische Wissenschaft.“<sup>15)</sup>

Wer an einer deutschen Universität studierte, sah sich somit Organisationen mit verschiedenem Monopol-Anspruch gegenüber: Der Studentenschaft, in die er mit der Immatrikulation automatisch aufgenommen wurde, dem NSDStB, dem kraft Gesetzes sein Geist zur „politischen Erziehung“, und der SA, der, ebenfalls kraft Gesetzes, sein Körper zur „wehrsportlichen Ertüchtigung“ ausgeliefert war. Hier gab es für den, der studieren wollte, kein Entrinnen, allenfalls ein taktisches Hinzögern oder Umgehen. Wie alle verstaatlichten Apparate, so entwickelte sich nämlich auch

<sup>11)</sup> Angaben über den Gründungsaufwurf des NSDStB vom 8. Dezember 1925 und die Vorgeschichte mit Faksimile-Wiedergabe des Aufforderungsschreibens von Heß in: Die Studentische Kameradschaft, a. a. O. (mit dem Untertitel: Student im Kampf — Beiträge zur Geschichte des NSDStB)

<sup>14)</sup> Der Heidelberger Privatdozent Erich Gumbel hatte sich durch pazifistische Äußerungen den Zorn der nationalsozialistischen und nationalistischen Studenten zugezogen. Es kam 1932 zu Demonstrationen und Tätlichkeiten, bei denen der ASTA-Vorsitzende Scheel die führende Rolle spielte. Schließlich wurde Gumbel die Venia legendi entzogen.

<sup>15)</sup> Die Studentische Kameradschaft, a. a. O., S. 149

<sup>11)</sup> abgedruckt bei Gustav Adolf Scheel, Die Reichsstudentenföhrung, in: „Schriften der Hochschule für Politik in Berlin“, Heft 18, 1938

<sup>12)</sup> ebenda, im Anhang



die Studentenschaft sehr schnell zu einer schwerfälligen Bürokratie. Ich kannte manche, die von Semester zu Semester die Universität wechselten und sich dadurch dem Zugriff der Partei entzogen. Bis die Meldeformulare ausgewertet und die Einberufungen zum Dienst in SA und Studentenbund geschrieben und versandt waren, hatten sie sich bereits wieder exmatrikuliert. Aber an einigen Universitäten mahnten die Mühlen rascher. Als ich im Herbst 1938 nach München kam, dauerte es nur wenige Wochen, bis mich die entsprechenden Stellungsbefehle erreichten. Da ich als völlig „ungeschult“ angesehen werden mußte, wurde ich in ein „Kurzlager“ einberufen. Auf dem umfangreichen Verzeichnis der Gegenstände, die mitzubringen waren, stand auch das Wort Schaftstiefel. Die SA konnte sich eben weder Wehrsport noch Indoktrination ohne Stiefel vorstellen, noch weniger, daß jemand es wagte, studieren zu wollen, der keine Stiefel besaß. Ich war gerade dabei, zu überlegen, woher ich mir die offenbar heilsnotwendigen Stiefel borgen könnte, als mir ein älterer Kommilitone einen wertvollen Rat gab. So schrieb ich zurück, ich könne der Einberufung nicht folgen, da es mir an Stiefeln fehle. Stiefel waren auch in der Lagerkammer knapp (was jener Kommilitone wußte), und so ließ man fürs erste von mir ab, und das nächste Semester sah mich in Heidelberg.

In einer internen Dienstanweisung<sup>16)</sup> der Reichsstudentenführung wird ganz unverdeckt das Verfahren beschrieben, mit dessen Hilfe widerstrebende Studenten in den NSDStB gezogen werden sollten. Jedem Erstsemester wurde zusammen mit den Immatrikulationspapieren das Anmeldeformular zum NSDStB ausgehändigt. Wer sich nicht „automatisch“ anmeldete, hatte seine Weigerung schriftlich zu begründen. Der örtliche Studentenfürher ließ dann eine „dienstliche“ Vorladung ergehen, bei der die Motive noch genauer erforscht werden sollten. Dabei sollte stets der Grundsatz der Freiwilligkeit gewahrt bleiben. Man

<sup>16)</sup> „Gesetze des Deutschen Studententums — Richtlinien für die Kameradschaftserziehung des NSDStB“ (hrsg. von der Reichsstudentenführung — Amt für Politische Erziehung), Bayreuth o. J., Institut für Zeitgeschichte, München, Archiv 2626/60 Db 48.10 — In dieser Schrift werden als die „drei großen Aufgaben“ des NSDStB formuliert: Kampf gegen weltanschauliche Gegner des Nationalsozialismus, Kampf gegen die Gegner des deutschen Volkstums und seiner Existenz an den deutschen Grenzen, insbesondere im Osten und im Ausland, Verwirklichung des Sozialismus in der Volksgemeinschaft.

kann sich denken, wie es damit in der Praxis aussah, zumal die leitenden Posten in Studentenschaft und Parteiorganisationen oft in Personalunion von den gleichen Funktionären eingenommen wurden.

Das Ausbildungsziel, das in beiden Organisationen verfolgt wurde, geht am klarsten hervor aus den „Zehn Gesetzen des deutschen Studententums“<sup>17)</sup>:

„I. Deutscher Student, es ist nicht nötig, daß Du lebst, wohl aber, daß Du Deine Pflicht gegenüber Deinem Volke erfüllst! Was Du wirst, werde als Deutscher!

II. Oberstes Gesetz und höchste Würde ist dem deutschen Mann die Ehre. Verletzte Ehre kann nur mit Blut gesühnt werden. Deine Ehre ist die Treue zu Deinem Volk und zu Dir selbst.

III. Deutsch sein heißt Charakter haben. Du bist mitberufen, die Freiheit des deutschen Geistes zu erkämpfen. Suche die Wahrheiten, die in Deinem Volke beschlossen liegen!

IV. Zügellosigkeit und Ungebundenheit sind keine Freiheit. Es liegt im Dienen mehr Freiheit als im eigenen Befehl. Von Deinem Glauben, Deiner Begeisterung und Deinem kämpferischen Willen hängt die Zukunft Deutschlands ab.

V. Wer nicht die Phantasie besitzt, sich etwas vorzustellen, wird nichts erreichen. Du kannst nicht anzünden, wenn es in Dir nicht brennt. Habe den Mut, zu bewundern und ehrfürchtig zu sein!

VI. Zum Nationalsozialisten wird man geboren, noch mehr wird man dazu erzogen, am meisten erzieht man sich selbst dazu.

VII. Wenn etwas ist, gewaltiger als das Schicksal, dann ist es Dein Mut, der es unerschüttert trägt. Was Dich nicht umbringt, macht Dich nur stärker. Gelobt sei, was hart macht!

VIII. Lerne in einer Ordnung zu leben! Zucht und Disziplin sind die unerläßlichen Grundlagen jeder Gemeinschaft und der Anfang jeder Erziehung.

IX. Als Führer sei hart in Deiner eigenen Pflichterfüllung, entschlossen in der Vertre-

<sup>17)</sup> Scheel, a. a. O., S. 12 f.



tung des Notwendigen, hilfreich und gut, nie kleinlich in der Beurteilung menschlicher Schwächen, groß im Erkennen der Lebensbedürfnisse anderer und bescheiden in Deinen eigenen!

Aber die nationalsozialistischen Führer wußten natürlich genau, daß weder das kanonisierte Wort des obersten Parteichefs noch die Theorien der Bildungsrevolutionäre, weder die „Zehn Gesetze des deutschen Studententums“ noch mehr oder weniger linientreue Rektoratsreden genügten, um junge Menschen für die Partei und ihre Organisationen zu erwärmen. Sie wußten, daß Vorbilder allemal stärker wirken als Argumente, wo es um Lebensgestaltung und Willensentscheidung geht. Aber sie sahen sich dabei einer zweifachen Schwierigkeit gegenüber: Ihre Partei hatte keine Studenten, keine Akademiker hervorgebracht, die der Öffentlichkeit als Prototypen hätten vorgestellt werden können. Der einzige bedeutende Parteiführer, der ein abgeschlossenes Hochschulstudium vorzuweisen hatte, war Dr. Josef Goebbels<sup>18)</sup>. Allein, gerade dieses Studium bildete einen wunden Punkt in der Biographie des „Eroberers von Berlin“. Deshalb pflegte er, der sonst mit Erzählungen nicht gerade sparsam war, Studium und Promotion im Halbdunkel zu lassen. Der Dokortitel des Reichspropagandaministers und Gauleiters von Berlin beruhte nämlich auf einer Dissertation bei Friedrich Gundolf, einem der Hauptopfer der antijüdischen Hetze der zwanziger Jahre. Einen Teil seines Studiums hatte Goebbels mit einem Stipendien-Darlehen des „Albertus-Magnus-Vereins“ finanziert, das dieser übrigens mit Hilfe des Gerichtsvollziehers wieder eintreiben mußte. Er war jedenfalls klug genug, den Scheinwerfer hochschulpolitischen Interesses nicht auf seine Person zu lenken; im Gegenteil: Während sonst keine Zeile aus seiner Feder ungedruckt blieb, ließ er seine einzige wissenschaftliche Leistung, seine Dissertation über den Romantiker Wilhelm von

<sup>18)</sup> Nach Roger Manvell und Heinrich Fraenkel, *Doctor Goebbels — His Life and Death*, London 1960; deutsch 1960 in Köln; ferner vgl. Helmut Heiber, *Das Tagebuch von Joseph Goebbels 1925/26*, Bd. I der „Schriftenreihe der Vierteljahrshäfte für Zeitgeschichte“, Stuttgart 1960

X. Sei Kamerad! Sei ritterlich und bescheiden! In Deinem persönlichen Leben sei Vorbild! An Deinem Umgang mit Menschen erkennt man das Maß Deiner sittlichen Reife. Sei eins im Denken und Handeln! Lebe dem Führer nach!“

## Auf der Suche nach Leitbildern

Schütz, bewußt im bergenden Schatten der Bibliotheks-Magazine für Hochschulschriften und unter dem Schutz erschwelter Ausleihbestimmungen. Im übrigen lag dem Dr. phil. Josef Goebbels viel zu viel an seinem Ruf als „Eroberer des Wedding“, als daß er diese persönliche Legende hätte gefährden wollen durch eine Stilisierung im Sinne nationalsozialistischer Studentenpolitik.

Goebbels leistete zu dieser Stilisierung dennoch einen persönlichen Beitrag, aber auf andere Weise, nämlich durch den Mythos vom Studenten Horst Wessel. Die Produktion dieser Legende gehört zu den erstaunlichsten Leistungen des Propagandisten Goebbels. Horst Wessel war tatsächlich Student gewesen, aber als er in den Gesichtskreis des Gauleiters Goebbels trat, studierte er schon lange nicht mehr. Er war vom „Arbeiter der Stirn“ zum „Arbeiter der Faust“ geworden, ein stadtbekannter Draufgänger, Spezialist für Saalschlachten, ein SA-Sturmführer, der immer Zeit und Lust hatte, mitzumachen, wenn irgendwo Prügel auszuteilen waren. Da zur stilgerechten Inszenierung einer Massenversammlung mit Goebbels und Hitler — neben dem pseudomilitärischen Aufmarsch durch den Mittelgang und dem braun-roten Horizont aus Uniformen und Fahnen hinter dem Rednerpult — auch die Saalschlacht gehörte, war Horst Wessel einer der wichtigsten Mitarbeiter des Gauleiters von Berlin. Es kam hinzu, daß Wessel drei Strophen für ein Marschlied gedichtet hatte, die in Goebbels' Zeitung „Der Angriff“ gedruckt worden waren, und „daß die Worte gut zu einer Marschmelodie paßten, die seit vielen Jahren in den Jugendgruppen der KPD gesungen und gepfiffen wurde. Die Nationalsozialisten sangen sie nun mit Wessels Text“<sup>19)</sup>. So entstand das „Horst-Wessel-Lied“. Im Februar 1930 wurde Horst Wessel von einem gewerbsmäßigen Zuhälter namens

<sup>19)</sup> ebenda, deutsche Ausgabe, S. 135



Ali Höhler in der Wohnung einer Dame, auf die beide Anspruch erhoben, erstochen. Es war ein Betriebsunfall im Berliner Prostituiertenmilieu. Aber Goebbels witterte eine ungeheure Chance: Ein kommunistischer Untermensch hatte den SA-Sturmführer, den Dichter, den Helden Horst Wessel, der seine akademische Laufbahn der Arbeit für die Partei geopfert hatte, in typisch kommunistischer Bestialität ermordet. Die Beisetzung Wessels wurde zu einer Demonstration nationalsozialistischer Aufmarsch-Strategie. Die holprigen Verse wurden zur Parteihymne erklärt, der frühvollendete Dichter zum Blutzengen der Bewegung erhoben, zum Leitbild des nationalsozialistischen Studenten.

Das zweite dieser Leitbilder war Albert Leo Schlageter, kein Nationalsozialist, sondern ein

einzelgängerischer Freikorpskämpfer. Schlageter wurde während des Ruhrkampfes auf der Golzheimer Heide erschossen, nachdem er Sabotageaktionen gegen die französischen Besatzungstruppen unternommen hatte. Er wurde von der Partei usurpiert, obwohl vieles in seinem Leben dafür spricht, daß er sich jede Ehre durch den Nationalsozialismus verbeten hätte.

Die beiden Vorbilder, die den deutschen Studenten zwölf Jahre lang in tausend Reden und Schriften in wechselnder bengalischer Beleuchtung vorgehalten wurden, hätten sich bei näherem Zusehen als Mißverständnisse erweisen müssen. Deshalb wurde näheres Zusehen durch Verheimlichung oder Fälschung der Quellen verhindert. Mit der Macht der Wiederholung wurden Legenden aufgebaut, an die niemand rühren durfte.

## Die „Lebensform des Lagers“

Der Auseinandersetzung um den Wissenschaftsbegriff, der in der Professorenschaft ausgetragen wurde, entsprach bei den Studenten die Auseinandersetzung um den Begriff der akademischen Freiheit. Die Parteilinie wurde von Gustav Adolf Scheel, dem Reichsstudentenführer und Ehrensensator der Universität Würzburg, wie folgt formuliert: „Der nationalsozialistische Student lebt nicht nach der sogenannten akademischen Freiheit, das heißt, alles zu tun, was er will, sondern er steht unter der Zucht der Gesetze, nach denen zu allen Zeiten große deutsche Männer gelebt haben. Er soll zu dem werden, wozu er bestimmt ist. Alle wahre Erziehung fängt mit dem genauen Gegenteil der akademischen Freiheit an, nämlich mit Gehorsam und Unterordnung, mit Zucht und Dienst. Nicht Zügellosigkeit, sondern allein der höhere Gehorsam macht frei, das heißt zum immerwährenden Einsatz für das Volk.“<sup>20)</sup> Schon die sprachliche Form mit ihrem zweimaligen „das heißt“ verrät die Doppelbödigkeit, die banale Inhaltsverschiebung der verwendeten Begriffe. Von Freiheit, gar von akademischer, bestand in diesen Köpfen nur ein Zerrbild.

Aber wie sollte ein Gustav Adolf Scheel die akademische Freiheit verstehen oder gar ret-

ten wollen, wenn der große Martin Heidegger in seiner Freiburger Rektoratsrede vom 27. Mai 1933 die Ausstoßung der akademischen Freiheit aus der deutschen Universität begrüßte mit den Worten: „Der Begriff der Freiheit des deutsche Studenten wird jetzt zu seiner Wahrheit zurückgebracht. Aus ihr entfalten sich künftig Bindung und Dienst der deutschen Studentenschaft.“<sup>21)</sup>

Wie sah die „Selbsterziehung in der Gemeinschaft und durch die Gemeinschaft“, wie sie die Ideologen der nationalsozialistischen Pädagogik forderten, in der Praxis aus? Die Antwort ist enthalten in den Stichworten Arbeitsdienst, Erntehilfe, Kameradschaftshaus.

**1. Arbeitsdienst.** Der Gedanke, junge Menschen vor Beginn ihres Studiums in einem Lager zusammenzufassen und neben Gleichaltrigen, die weder eine höhere Schule durchgemacht hatten noch ein Studium anstrebten, schwere körperliche Arbeit verrichten zu lassen, war keine Erfindung des Dritten Reiches. Die Idee des Arbeitsdienstes hat ältere Wurzeln. Eine dieser Wurzeln reicht zurück in die romantisch-jugendbewegte Vorstellung einer Kampfgemeinschaft von Arbeitern und Akademikern. Schon in den zwanziger Jahren hatte

<sup>20)</sup> Scheel, a. a. O.

<sup>21)</sup> Martin Heidegger, Die Selbstbehauptung der deutschen Universität, Breslau 1933, S. 15



es Arbeitsdienst auf freiwilliger Grundlage gegeben. Brüning hatte den „Freiwilligen Arbeitsdienst“ durch Reichsgesetz vom 6. Juni 1931 in staatliche Obhut und Förderung genommen. Die andere Wurzel kam aus der Not der Zeit, aus der Millionen-Arbeitslosigkeit, aus dem „akademischen Proletariat“, das scheinbar auf einem Akademiker-Überschuß beruhte, aus dem uns heute kaum mehr vorstellbaren Zustand, daß Tausende von Menschen mit abgeschlossenem Hochschulstudium und guten Examennoten keine Arbeit finden konnten. Dieser Zustand führte zu verzweifelten Maßnahmen, so etwa zur Empfehlung an die Beamten, sich vorzeitig pensionieren zu lassen, wodurch die Staatskasse zwar doppelt belastet, aber jedenfalls ein hungriger und unruhiger Stellenanwärter von der Straße weggeholt wurde. Auch die Hinausschiebung des Studienbeginns und die Verlängerung der Studiendauer erschienen damals durchaus wünschenswert. In den ersten Jahren ihrer Herrschaft waren auch die Nationalsozialisten keineswegs daran interessiert, möglichst bald möglichst viele Akademiker zu bekommen.

Von den Abiturienten des Jahres 1933 meldeten sich 10 500 zum „freiwilligen Werkhalbjahr“, das aus vier Monaten Arbeitslager und zwei Monaten Wehrsportlager — sprich: vormilitärische Ausbildung — bestand. Im Herbst 1933 wurde der Arbeitsdienst für alle Studenten — aber zunächst nur für Studenten — zur Pflicht gemacht. Die ersten bis vierten Semester mußten für zehn Wochen zum Arbeitsdienst, der Abitur-Jahrgang 1934 wurde als erster vollzählig für ein halbes Jahr eingezogen, so daß es im Sommer-Semester 1934 so gut wie keine Studienanfänger gab. Als Hitler 1935 unter Bruch des Friedensvertrags die allgemeine Wehrpflicht einführte, war das Problem des „akademischen Proletariats“ endgültig „gelöst“. Der Termin des Berufseintritts war durch Arbeits- und Wehrdienst um mindestens anderthalb Jahre hinausgeschoben. Die Wehrmacht schluckte immer mehr Offiziere, Ärzte, Tierärzte, Pharmazeuten, Juristen, Techniker und Beamte. Allmählich begann dann aus dem lästigen Überfluß ein Mangel zu werden, der sogar zu Maßnahmen der aktiven Studienförderung durch den Staat zwang.

Indes, es wäre irrig, wollte man hinter diesen Maßnahmen nur rationale Motive suchen. Ihr letzter Grund war ein irrationales Element, eine Ideologie des Lagers, die Überhöhung einer behelfsmäßigen Wohn- und Lebensweise zur allein soldatischen, allein nationalsozialistischen, somit auch allein deutschen Existenzform.

Einer der Wortführer dieser Lager-Ideologie, Düning, rühmt von ihr: „Der Nationalsozialismus nahm den deutschen Studenten aus seiner Vereinzelung heraus, gab ihm den Spaten in die Hand und stellte ihn hinein in die politische Front des Arbeitslagers, in die verkleinerte, aber harte Wirklichkeit seines Volkes. . . Ein Arbeitslager ist weder eine gute Stube noch ein gesellschaftlicher Salon, sondern hier regiert das Leben mit all seinen Härten und Spannungen, mit seinen Schwächen und Größen, Höhen und Tiefen, Widerwärtigkeiten und Schönheiten. Der ganze Mensch steht im Angesicht einer ganzen Wirklichkeit.“<sup>22)</sup>

Und ein anderer Enthusiast der „Lebensform des Lagers“, Andreas Feickert, begründet die Arbeitsdienstpflicht für Studenten, die ja dem Grundsatz der Gleichberechtigung aller Stände stracks widersprach, wie folgt: „15 000 Abiturienten, zukünftige Studenten, rücken am 1. Mai in die Arbeitslager hinein, sind ein halbes Jahr Arbeiter, nichts als Arbeiter, und kommen erst dann zum Studium auf die Hochschule. Diese nüchternen Tatsachen bedeuten die Revolutionierung der Hochschule von unten her, bedeuten, daß der liberalistischen Dozentschicht bald eine Studentenschicht gegenüber gestellt sein wird, die den Rhythmus des deutschen Arbeiters im Lager erlebt hat und in sich trägt, der im Lager ein freier, herber Wind um die Ohren gefahren ist, und sie einfach und klar gemacht hat.“<sup>23)</sup>

Ich habe den Arbeitsdienst im Sommer 1939 absolviert, als es bereits eine Arbeitsdienstpflicht für alle gab; sie diente ebenso der politischen Schulung wie der Gewinnung billiger Arbeitskräfte für Rüstung und Autobahnbau. Der „Rhythmus des deutschen Arbeiters“, von dem Feickert schwärmte, wurde damals vom Bau des Westwalls bestimmt, und dies war auch der Rhythmus unseres Lagers.

Abgesehen von wenigen Idealisten, die aus der alten Arbeitsdienstbewegung übriggeblieben waren, bestand das Führerkorps des Reichsarbeitsdienstes überwiegend aus Männern, die im Leben gescheitert und von der Wehrmacht sogar in der Aufbauphase zurückgewiesen worden waren. Weder vorher noch nachher in meinem Leben habe ich jemals eine so negative Auslese von Menschen erlebt

<sup>22)</sup> Düning, a. a. O., S. 75

<sup>23)</sup> vgl. Andreas Feickert, Studenten greifen an — Nationalsozialistische Hochschulrevolution, Hamburg 1934, S. 28



wie hier, im Führerkorps des RAD, auch beim Militär nie eine so niederträchtige, korrupte, unmenschliche Gesamtatmosphäre, verbunden mit einer so gehässigen Terrorisierung der „Aburenten“. Wir verwandten viel Zeit und Schweiß auf eine strenge, aber für den Ernstfall so gut wie unbrauchbare militärische Grundausbildung, die hauptsächlich aus Formalexerzieren in friderizianischem Stil bestand; außerdem vervollständigten wir die Bunkerlinie am Oberrhein. Als der Zweite Weltkrieg ausbrach, wurde das Arbeitslager aus der Nähe der Grenze wegverlegt. Es war ein wirklich kritischer Moment für uns, denn unsere Führer verloren völlig den Kopf, gaben widerspruchsvolle und unausführbare Befehle, drohten jedem „Saboteur“ — und das konnte jeder werden, der unangenehm auffiel — das Standgericht an (ich habe eine solche nächtliche Gerichts-Farce mitgemacht), und beim Marsch ins Hinterland erwies es sich, daß kein Zugführer in der Lage war, die Generalstabskarte zu lesen. Der Lagerkommandant selbst hatte sich als erster „abgesetzt“, um die neue Unterkunft „vorzubereiten“.

Wenn ich sagen sollte, daß die Zeit im Arbeitsdienst mich gelehrt habe, Solidarität mit dem deutschen Arbeiter zu fühlen, müßte ich lügen. Einige wenige waren Kameraden, es waren Ausnahmen. Ansonsten bewunderte und beneidete ich die gelernten Handarbeiter wegen ihrer erworbenen Fähigkeit, Vorteile für sich zu erspähen und auszunützen, wegen ihres flinken Blicks für die jeweils leichteste Arbeit, den schönsten Druckposten, die handlichsten Gerätschaften. Ich habe von ihnen positiv vor allem gelernt, wie man sich Befehlen entziehen kann, ohne aufzufallen; negativ habe ich dabei erfahren, wie wenig Wirklichkeitswert den hohen Worten vom Arbeitsethos zukommt und wie selten die gewissenhaften Arbeiter sind. Seither zweifle ich nicht daran, daß Qualitätsproduktion, Arbeitsdisziplin und soziale Rücksichtnahme von vielen, vielleicht von den meisten nur zu erwarten sind, wenn sie sich kontrolliert wissen.

Die großen Tugenden, deren Entfaltung die Arbeitslager angeblich dienen sollten, habe ich erst später kennengelernt: beim Militär, in der weniger unmenschlichen, da gerechteren Ordnung seines Dienstes, im infanteristischen Einsatz und im Sanitätsdienst, auch in der Gefangenschaft: Kameradschaftlichkeit, Hilfsbereitschaft bis zum wohlerkannten, wohlüberlegten Wagnis des eigenen Lebens für Leben und Gesundheit eines anderen, eine in ihrer wortlosen Selbstverständlichkeit bewunderns-

werte, bedingungslose Sorge für Verwundete. Der Krieg ist nach meiner Erfahrung in moralischer Hinsicht ambivalent; er macht die Guten besser und die Bösen schlimmer. Auch wer ihn als Verbrechen und als nächste Gelegenheit zum Verbrechen ansieht, kann nicht leugnen, daß er den einzelnen zuweilen über sich selbst hinauswachsen läßt. Das Arbeitsdienstlager dagegen, diese Lieblingsidee der Studentenfunktionäre, hat die Menschen nur unter ihr eigenes Niveau hinunterwachsen lassen.

**2. Landdienst.** Das zweite, gleichfalls von der Lager-Ideologie beherrschte, gleichfalls auch praktischen Zielen folgende Erziehungsmittel für Studenten war der Landdienst. Die vorlesungsfreien Zeiten der Universität waren den Machthabern des Dritten Reiches stets ein Dorn im Auge. Sie konnten nie begreifen, wozu sie gebraucht wurden. Dozenten wie Studenten wurden daher, wo immer „Kapazität frei“ war, in irgendein Lager zu politischer Schulung, zu Sporttraining, Wehrsport oder „Fachschaftsarbeit“ gesteckt. In den großen Ferien, manchmal auch schon vor Schluß des Sommersemesters, gab es Verschickung in Trupps aufs Land, unter Führung von Studentenfunktionären.

Auch der Landdienst hatte bereits seine Geschichte, als er zum Bestandteil des nationalsozialistischen Umerziehungsprogramms gemacht wurde. Während des Ersten Weltkriegs waren Gymnasiasten und Studenten während der Erntezeit aufs Land gefahren, um den Bäuerinnen zu helfen, deren Männer und Söhne im Feld standen, und um gleichzeitig die Ernährung zu Hause ein wenig aufzubessern. Nach den Abstimmungskämpfen im Osten zogen Bündische Jugend und Studentengruppen verschiedener Richtung während der Sommerferien nach Ostpreußen, nach Oberschlesien, ins Erzgebirge, um „Grenzdienst“ zu leisten, um „den ... in der Erntezeit einsetzenden Zustrom polnischer Arbeiter zu dämmen und den deutschen Osten vor weiterer Verpolnisierung zu schützen“<sup>34)</sup>.

Studentenschaft und NSDStB benutzten diese Anfänge, um den Landdienst in ihr politisches Schulungsprogramm einzubauen und ins Große zu strecken. Im Sommer 1937 wurden 9000 Studenten zum Landdienst geschickt. Es gab ein Vorbereitungslager, 50 Prozent Fahrpreisermäßigung auf der Eisenbahn, freie Unterkunft beim Bauern, ein Taschengeld von 30 Pfennig

<sup>34)</sup> Düning, a. a. O., S. 82



täglich, Unfall- und Krankenversicherung sowie, als wichtigstes, eine Bescheinigung mit Stempel und Unterschrift. Sie erhielt laut Vorschrift nur, wer neben der Hilfe bei der Ernte auch „Dorfarbeit“ nachweisen konnte: sie sollte theoretisch von politischen Kundgebungen im Wirtshaus bis zu Volkstanzabenden und ähnlicher „Feierabend-Gestaltung“ reichen. Aber die Verhältnisse waren mächtiger als die Funktionäre, die diese Richtlinien erdacht hatten. Da in jenen Jahren die deutsche Uhr im Sommer um zwei Stunden der mitteleuropäischen Zeit vorauslief, war es um 10 Uhr noch hell und alle Bauern auf dem Feld, nicht in der Kundgebung und nicht beim Volkstanz.

Ich habe im Sommer 1940 eine Landdienst-Aktion im gerade eroberten Elsaß mitgemacht, der ich überwiegend freundliche Erinnerungen verdanke: landschaftliche, kulturelle, folkloristische. Die Bauern waren zunächst sehr mißtrauisch gegen die deutschen Studenten, die da gekommen waren und ihnen angeblich helfen wollten; sie benutzten uns dann aber bald als Informationsquelle über die Zustände in dem Reich, in das sie gerade einverleibt worden waren. Ihre Söhne standen noch in der französischen Armee. Das einzige, was das Einvernehmen zwischen Bauern und Studenten störte, waren die Kontrolleure aus Heidelberg, die mitgekommen waren, nicht um aufzupassen, ob wir auch für unser Essen arbeiteten, sondern um unsere Gesinnung zu überwachen. Ich habe später Ernte-Einsatz auch bei der Wehrmacht erlebt. Aber der studentische Einsatz war besser organisiert und leistete mehr. Die Wehrmacht ließ sich für den entliehenen Soldaten vom Bauern bezahlen, ein typisches Geschäft aus preußischer Zahlmeister-Mentalität; es nahm beiden Seiten die rechte Lust und vergiftete die Situation.

**3. Kameradschaftshaus.** Das dritte Erziehungs- und Umerziehungsmittel, das der Nationalsozialismus für Studenten bereit hielt, waren die „Kameradschaftshäuser“. Auch sie waren gedacht zur Revolutionierung der Universität und als Fortsetzung der Lager-Schulung. Hans Joachim Düning erklärte unumwunden: „Als zu Beginn des Wintersemesters 1933/34 die Abiturienten des Freiwilligen Werkhalbjahres auf die Hochschulen zogen, da wäre es unverantwortlich gewesen, hätte man den im Arbeitsdienst gewonnenen politischen Mannschaftsgeist erneut im überlieferten Hochschulbetrieb zersplittern und zerfallen lassen. Als einzelne waren die Arbeitsdienststudenten dem liberalistischen System der Hochschulen von vornherein unterlegen. Sollte die Univer-

sität von diesem Einsatz her irgendwie in ‚Gefahr‘ gebracht werden, dann mußten die Männer als Mannschaft, als geschlossene Gruppe eingesetzt werden. So entstand der Gedanke des Kameradschaftshauses.“<sup>25)</sup>

Zunächst wurde befohlen, daß alle Studenten der drei ersten Semester in Kameradschaftshäusern wohnen sollten. Damit sollten drei Zwecke zugleich erreicht werden: Die Verbindungshäuser sollten unter Partei-Regie gestellt, alle jüngeren Studenten in Kollektiv-Erziehung gebracht und der ärgste Feind des NSDStB, der „Freistudent“, sollte völlig ausgerottet werden. Das Unternehmen konnte jedoch nicht gelingen. Es fehlte an allem: an Häusern, an Führern, an gutem Willen. Die Verbindungen fügten sich zwar äußerlich dem Zwang, ihre Häuser in „Wohnkameradschaften“ zu verwandeln, suchten aber unter der neuen Firma ihren alten Betrieb möglichst aufrechtzuerhalten. Die Alten Herren, zum Teil in hohen Positionen von Staat und Wirtschaft, taten das ihre, um die Entfremdung ihrer Traditionshäuser zu verhindern. Unter Vorsitz von Staatssekretär Lammers machte das Korporationsstudententum 1935 einen letzten Versuch, einen Rest organisierten Eigenlebens vor der Partei zu retten. So kam es an der Universität Jena zum offenen Konflikt. Hitler griff ein, verwarf die Korporationen radikal und verfügte ihre Ächtung. Lediglich die Deutsche Burschenschaft wurde in Gnaden aufgenommen und in den NSDStB überführt.

Die Kameradschaftshäuser standen fortan formell unter der ausschließlichen Leitung der Studentenbund-Funktionäre. Aber irgendwie gelang es einigen Alt-Herren-Verbänden trotzdem, ihren Einfluß geltend zu machen. Das Mittel finanzieller Beihilfe war auch im Dritten Reich nicht ganz wirkungslos. Außerdem fanden sich, wie durch Zufall, die Söhne der Alten Herren einer Verbindung in deren Haus ein und wirkten dort als Studentenbund-Funktionäre, wo ihre Väter als Chargierte tätig gewesen waren.

Ich habe nie in einem Kameradschaftshaus gewohnt und weiß von seinem Innenleben vornehmlich aus sporadischen Berichten Dritter. In Erlangen z. B. ging es in einigen Häusern recht zivil zu, so daß man dort tatsächlich studieren konnte. Es gab am gleichen Ort aber auch Häuser, in denen sich der alte, stumpfsinnige Bier-Betrieb mit dem neuen SA-Proletentum verband, so daß die Semester, die

<sup>25)</sup> ebenda, S. 101 f.



dort verbracht wurden, für das Studium wie für das Menschsein verloren waren. Schließlich gab es auch Häuser, in denen eifrige oder ängstliche Funktionäre mit dem vorgeschriebenen Dienstplan in deutscher Gründlichkeit ernst machten: vom Wecken um 6.30 über Bettenbau und Stubendienst, Flaggenhissung und Schulungsstunde bis zum Zapfenstreich, so daß die Vision des SA-Studenten Andreas Feickert vom Kameradschaftshaus schreckliche Wirklichkeit wurde: „Das Kameradschaftshaus ist ein Kampfinstrument. . . Es ist die Übertragung der Form des Arbeitslagers auf die Hochschule, ist aus dem Arbeitsdienst geboren. . . Im Kameradschaftshaus lebt zum jungen Student . . . in klarer, einfacher Zucht. Er schläft gemeinsam mit den Kameraden, steht gemeinsam mit ihnen auf, treibt Frühsport, ißt gemeinsam Mittag- und Abendbrot. Sein Arbeitsdienst ist der Dienst in der Wissenschaft. . . Dazu ist einige Male während der Woche politische Erziehung im Haus angesetzt, Kameradschaftsabende werden veranstaltet, SA-Dienst wird geleistet. . . Auslandsdeutsche Arbeit, Lagerarbeit, Schulungsaufgaben in PO und NSBO, Veranstaltung von Freizeiten in Gemeinschaft mit der Arbeiterschaft sind konkrete Dinge, die von so einer Kameradschaft gestaltet werden müssen.“<sup>26)</sup>

Schließlich wurde der Pflichtsport — drei Wochenstunden — an der Universität großgeschrieben. Es fing ganz manierlich an — ich habe noch das Bild des Englischen Gartens in München in Erinnerung, den die Waldläufer in Gruppen zu fünfzehn kreuz und quer durcheilten, wo auf den Rasenflächen Atemgymnastik mit Andacht zelebriert und zur Erheiterung der Münchner Spaziergänger die merk-

würdigsten Lockerungsübungen gemacht wurden. Aber dann übernahm das „SA-Hochschulamt“ die Regie und brachte auch den Sportbetrieb „auf Vordermann“. Das Konzept der vormilitärischen Ausbildung durch die SA wurde nach 1935 ersetzt durch Ausbildungsversuche der Wehrmacht, die sich erfreulicherweise mehr an den Kopf als an die Beine wandten, die aber mit viel Leerlauf verbunden waren — wie überhaupt (und offenbar bei allen Armeen der Welt) die souveräne Verachtung des Faktors Zeit ein hauptsächliches Charakteristikum der Ausbildung zu sein scheint. Schließlich wurde das Fechten eine höchst wichtige Sache. Denn Hitler, dieser unermüdliche Posaunist der großen Volksgemeinschaft aller Deutschen, verordnete 1936 beim zehnjährigen Gründungsfest des NSDStB den deutschen Studenten eine komplizierte „Ehrenordnung<sup>27)</sup>“ mit „unbedingter Genugtuung“ und einer ausführlichen „Waffen- und Zweikampfordnung“, wonach „Beleidigungen nur mit Blut gesühnt werden“ konnten. Das gesetzliche Zweikampfvorbot wurde in aller Form aufgehoben. Um dies alles praktizieren zu können, brauchte man nun leichte Säbel und die Kunst des Umgangs mit ihnen. Ich selbst habe nie erlebt, daß sich damals wirklich jemand beleidigt fühlte und es ein Duell gab. Aber es kam, wie es kommen mußte: in einigen Kameradschaftshäusern wurde man rückfällig — nun mit Gutheißung des „Führers“ —, der alte Mensurbetrieb wurde wieder aufgenommen und bis weit in den Zweiten Weltkrieg hinein fortgeführt. Ich bekenne, daß ich dergleichen nie verstanden, geschweige denn für akademisch angesehen habe, weshalb mir das Ganze unter braunem Vorzeichen nur unbeschreiblich komisch vorkam.

## Die Lage der Studentinnen

Ein eigenes Kapitel muß der „Studentin im Dritten Reich“ gewidmet werden. Der Nationalsozialismus stand — das läßt sich ohne unzulässige Vereinfachung so schlicht sagen — dem intellektuellen Manne mißtrauisch, der studierenden Frau negativ gegenüber. Wenn auch nicht alle Parteiführer so töricht dachten und nur ein einziger es öffentlich aussprach, so herrschte doch im allgemeinen die Einstel-

lung vor, die Gauleiter Gießler auf einer Kundgebung im Kongreßsaal des Deutschen Museums<sup>28)</sup> zu München kurz nach Stalingrad formulierte, als er den Studentinnen riet, sie sollten sich nicht an den Universitäten herum-

<sup>27)</sup> Scheel, a. a. O.

<sup>28)</sup> Es kam damals zu Protestkundgebungen im Saal, zu Verhaftungen und nach Schluß der Kundgebung zu Demonstrationen vor dem Eingang, die hauptsächlich von Angehörigen der „Studentenkompanien“, also von Medizinstudenten, ausgingen. Mündliche Mitteilungen von Teilnehmern.

<sup>26)</sup> Feickert, a. a. O.



drücken, sondern lieber „dem Führer ein Kind schenken“<sup>29)</sup>. Sehr viel vornehmer polemisierte gegen das Frauenstudium Prof. Alfred Baumler, der Inhaber eines Lehrstuhls für „politische Pädagogik“ an der Berliner Universität, in seinem damals vielzitierten, für die Hochschulpolitik des Nationalsozialismus folgenreichen Buche „Männerbund und Wissenschaft“ (Berlin 1934).

Die negative Einstellung des Regimes gegenüber der studierenden Frau spiegelt sich in verschiedenen Maßnahmen, die das Frauenstudium einschränkten. Am 25. April 1933 wurde durch ein „Reichsgesetz gegen die Überfüllung der deutschen Schulen und Hochschulen“ ein numerus clausus eingeführt, der, aufgeschlüsselt auf alle Hochschulen des Reiches, ausdrücklich festlegte, daß in keinem Land die Zahl der weiblichen Studierenden, die neu zugelassen wurden, mehr als zehn Prozent der Zahl der männlichen Studierenden betragen durfte. Das gleiche Gesetz begrenzte die Zahl der „nicht-arithmetischen“ Studierenden auf 1,5 Prozent der Gesamtzahl. Ferner verfügte Reichserziehungsminister Rust eine Zweiteilung von Abitur und Hochschulreife. Dadurch sollte schon der Zustrom zur Hochschule eingeschränkt, vor allem

aber eine Kontrollinstanz der Partei in das Zulassungsverfahren eingeführt werden. Bei der Zuerkennung der Hochschulreife wirkten nämlich die Gauleitungen der NSDAP mit, die „etwa bestehende Bedenken gegen die politische Zuverlässigkeit des Antragstellers“ vorzubringen hatte. Auch jedes Mädchen, das studieren wollte, mußte ein halbes Jahr Arbeitsdienstlager hinter sich bringen.

Im NSDStB waren die Studentinnen in einem eigenen Verband „erfaßt“, der „Arbeitsgemeinschaft der nationalsozialistischen Studentinnen“ (ANSt). Über deren Aufgaben äußerte sich Reichsstudentenführer Scheel in einer offiziellen Schrift wie folgt: „Die ANSt ist in erster Linie eine Erziehungsgemeinschaft. . . Das Ziel der Studentinnenarbeit ist, die Studentin so in die Arbeit der Hochschule einzugliedern, wie es ihrer Art als Frau entspricht. Sie umfaßt die Durchführung des Sportes, den Einsatz in der NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) und im WHW (Winterhilfswerk), in Land- und Fabrikdienst.“ In der gleichen Schrift werden dann wenig später die wichtigeren Ziele der Ausbildung in der ANSt genannt: „Luftschutz, Erste Hilfe und Nachrichtenwesen“, also die Vorbereitung auf den militärischen Einsatz der Frauen.

## Wie wichtig war das Studieren?

In den Senatsakten<sup>30)</sup> der Münchener Universität wird ein für die damalige Situation bezeichnender Vorgang dokumentiert. Offenbar veranlaßt durch die Beschwerden von Professoren, veranstaltete das Bayerische Kultusministerium im Sommersemester 1934 eine Umfrage bei den Fakultäten, wie sich die Inanspruchnahme der Studenten durch allerlei studienfremde Dienste auf den Betrieb der Universität auswirkte. Der Münchner Rektor leitete die Frage an die Fakultäten weiter. Deren Antworten, die das Ministerium mehrere Male anmahnen mußte, ergeben ein aufschlußreiches Bild. Am deutlichsten äußerte sich der Dekan der Naturwissenschaftlichen Fakultät (damals „Philosophie II“), Prof. von Wettstein. Er berichtete von „durchweg gro-

ßer Ermüdung“ der Studenten, die namentlich in den Vorlesungen des späten Vormittags zu bemerken sei, und bezeichnete es ziemlich unverhohlen als groben Unfug, daß man die Studenten während des Semesters in ein Wehrsportlager der SA bei Memmingen abkommandiert habe. Dadurch sei eine schwere Schädigung des Studienbetriebs entstanden, denn wer vierzehn Tage fehle, könne auch dem Rest der Vorlesung nicht mit Gewinn folgen. Prof. von Wettstein machte in erster Linie das „Durcheinander dreier Tätigkeiten“ und Instanzen (SA, NSDStB und Sport) für die Mißstände verantwortlich und erklärte schließlich, wenn diese Mißstände nicht aufgehört, müsse der Staat mit einem „durchweg mangelhaft ausgebildeten Akademiker-Material“ rechnen. Die Mediziner dagegen hatten keine Ermüdungserscheinungen konstatiert. Eine andere Fakultät fügte ihrem Bericht den Text eines Liedes bei, das in jenem ominösen Memminger Studentenlager gesungen worden sei, mit dem Bemerkten, man müsse sich doch

<sup>29)</sup> Scheel, a. a. O., S. 29

<sup>30)</sup> Archiv der Universität München, Senatsakten 365/8 „Betr. Studentenschaft — Vaterländische Ausbildung“



„fragen, ob die zu derartigen Übungen verwandten, dem Hochschulbetrieb vorenthaltenen Stunden nutzbringend im Sinne der völkischen und charakterlichen Erziehung angebracht“ seien.

Was der Rektor aus alledem in seinen Bericht übernahm, ist den Senatsakten nicht zu entnehmen. Wohl aber die Antwort des Ministeriums vom 10. Juli 1937, die ein niederschmetterndes Eingeständnis der Ohnmacht all derer darstellt, die an der Universität um den Geist bemüht bleiben: Wer durch Lager oder andere Dienste, so heißt es da, von den Lehrveranstaltungen etwas versäumt habe, dürfe bei Prüfungen deshalb nicht schlechter abschneiden. . . Auch sonst ließe sich, und zwar an zahllosen Beispielen, zeigen, wie auf Befehl von oben wissenschaftliche Mindestleistung durch Gesinnungstüchtigkeit und Parteiaktivität kompensiert werden sollte. In einem Erlaß des „Preußischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung“ vom 27. Februar 1934 wurde angeordnet, die Begabtenförderung sei „als Mittel umzugestalten, hervorragenden nationalsozialistischen Kämpfern, denen die aktive Mitarbeit im Kampf für das Dritte Reich die Möglichkeit eines ordentlichen Bildungsweges verschlossen hat, bei denen aber nachweislich die besten biologischen, wissenschaftlichen und charakterlichen Voraussetzungen gegeben sind, den Weg zur Hochschule zu eröffnen“. Die Erfahrungen mit diesem System scheinen nicht sonderlich gut gewesen zu sein. Durch Runderlaß des Reichserziehungsministers vom 8. August 1938 wurden alle derartigen Um- und Nebenwege zum Studium

abgeschafft und nur die frühere Begabten- und Sonderreifeprüfung beibehalten <sup>31)</sup>.

Große Hoffnungen setzten die Partei- und Staatsstellen auf das „Langemarck-Studium“. Es sollte die Ausbildung an den „Nationalpolitischen Erziehungsanstalten“ in den Bereich der Hochschulen hinein verlängern. Etwa 3000 Studenten, in 70 Lagern zusammengefaßt, sollten dort Gelegenheit erhalten, „Besitz von den höchsten Bildungsstätten der Nation zu ergreifen“, aber nicht auf dem Wege normalen Studiums, sondern mittels einer Schnellpresse und unter Beschränkung auf jene Fächer, „die schnell reifen“. Hier mischte sich mystischer Nationalismus mit abstruser Sozialdemagogie. Der „Tag von Langemarck“, der 10. November 1914, wurde zum studentischen Mythos hochgesteigert. Damals hatten mangelhaft ausgebildete Kriegsfreiwillige, die mit dem Schrecken des Krieges gerade erst Bekanntschaft machten, in mehreren Angriffswellen den Friedhof des flandrischen Dorfes Langemarck erstürmt, schlecht geführt, unter sinnlosen Verlusten, aber, wie es hieß, das Deutschland-Lied auf den Lippen. Nach dem Westfeldzug wurden die Gräber der Gefallenen von Langemarck zum Ehrenmal umgestaltet. Hitler erschien am 10. November 1940 selbst an Ort und Stelle und verlieh der militärisch bedeutungslosen, führungsmäßig nicht zu verantwortenden Episode aus dem Ersten Weltkrieg den falschen Rang eines „Wendepunktes studentischer Geschichte“ <sup>32)</sup>, dem Namen Langemarck mythologischen Talmi-Glanz, der alljährlich in akademischen Feiern erneuert wurde.

## Student und Soldat

Nach dieser allgemeinen Schilderung der Bedingungen des studentischen Lebens unter der Herrschaft des Nationalsozialismus möchte ich einige spezielle Punkte herausgreifen, die das Dargestellte ergänzen und abrunden, vielleicht auch vertiefen können.

Einen Teil meines Studiums habe ich nach dem Physikum in der Uniform der Wehrmacht, als

<sup>31)</sup> Hierzu und zum folgenden vor allem: Hans Huber, Nachwuchs und Auslese, in: „Der Alt Herrenbund“, April 1940

Angehöriger einer Studentenkompanie, absolviert. Die Armee war daran interessiert, daß wir ein möglichst effektives Studium betreiben konnten, und beschränkte daher den militärischen Dienst auf ein erträgliches Maß. Noch mehr hielt sie aber parteipolitische Inanspruchnahme von uns fern und ermöglichte manchem, der nicht systemkonform war und sein wollte,

<sup>32)</sup> Vom Langemarck-Studium, in: „Der Alt Herrenbund“, 1940, S. 58 ff.



auf diese Weise ein Durchkommen. Die militärische Uniform deckte manchen politischen Webfehler zu und schützte bis zu einem gewissen Grad vor Nachstellungen der Partei. Unter meinen Jugendfreunden gab es mehr als einen, der sich aus diesem Grunde der Wehrmacht anvertraut hat, nicht aus Begeisterung für den Soldatenberuf.

Ich selbst habe zweimal am eigenen Leib erlebt, daß ein militärischer Vorgesetzter die Durchführung eines Verfahrens wegen „Vergehen gegen die Verordnung zum Schutze von Volk und Staat“, das berüchtigte „Heimtücke-gesetz“, verhinderte, in einem Falle, weil er selbst ein Gegner des Regimes war, im andern Falle, weil es gegen seine Pflichtauf-fassung verstieß, daß einer seiner Soldaten buchstäblich aus dem Schützengraben, vierzig Kilometer vor Moskau, geholt und ohne Rechtsbeistand von der Geheimpolizei verhört werden sollte. Das Verfahren lief, weil ich eine

Gruppe der katholischen Jugendbewegung „Neudeutschland“ über das Verbot hinaus weitergeführt hatte. Es wäre damals wohl sehr übel für mich ausgegangen, denn es gab Beweismittel, die bei einer Haussuchung bei meinem zweiten Nachfolger gefunden worden waren. Einige meiner „Mittäter“ wurden zu längeren Haftstrafen verurteilt, einer von ihnen ist umgekommen. Ich blieb verschont, weil zwei Offiziere, die ich vorher nicht gekannt hatte, mich in eigener Verantwortung deckten.

Ähnlichen Schutz habe ich im Raum der Uni-versität nicht erlebt, freilich auch nicht erwartet, da die Hochschule dem Zugriff der Partei unmittelbar ausgesetzt war als die Armee, zumal deren Fronttruppen. Insofern war ich in der zweiten Hälfte meines Studiums, als Student in Militäruniform, in einer eher günstigen Ausnahmesituation, die sich mit der Lage anderer Studenten nicht ohne weiteres gleichsetzen läßt.

## Die „Unterscheidung der Geister“

Eine Frage, die gerade dem Kommunikations-wissenschaftler manche Rätsel aufgibt, steckt in der Beobachtung, daß man als Student im Dritten Reich ein untrügliches, absolut sicher funktionierendes Gespür zur „Unterscheidung der Geister“ zur Verfügung hatte. Auch wenn man neu an eine Universität oder zu einem Truppenteil kam, wußte man in kurzer Zeit, wer „ein Nazi“ war und wer nicht, vor wem man sich in acht nehmen mußte, mit wem man offen sprechen konnte, wer undurchsichtig blieb. Es gab geheime, nie ausgesprochene, aber allen — übrigens auch den intelligenten Nazis — wohlvertraute Erkennungsmerkmale, und ein glaubenstreuer Gefolgsmann Hitlers nahm einem Professor nichts mehr übel, als wenn dieser zwar allen als Gegner des Regimes erschien, aber keinen einzigen denunziablen Anhaltspunkt bot.

Die Kunst, zwischen den Zeilen zu lesen und in den Atempausen zu hören, unausgesprochene Anführungszeichen und subtilere Ironie wahrzunehmen, war in jener Zeit höher entwickelt als heute. Ich beobachte an mir selbst, daß ich diese Fähigkeiten inzwischen weit-

gehend verloren habe. Wenn ich damals einen bestimmten Text las, etwa in der Sonntags-beilage der „Frankfurter Zeitung“, die als eine Art Naturschutzpark freier Pressearbeit vielen besonders teuer erschien, so wußte ich ganz genau, wes Geistes Kind der Verfasser war, in welche Kategorie man ihn einzustufen hatte, in welchem Verhältnis zum Regime er stand. Heute muß ich mir, wenn ich den gleichen Text wieder lese, große Mühe geben, um eine ähnlich sichere Feststellung zu treffen, und oft ist diese Mühe sogar vergeblich. Um ganz zu verstehen, was ein Autor in einer bestimmten Weltsekunde sagen will, muß offenbar auch der Leser in dieser Weltsekunde stehen. Es ist für die Erhellung der inneren Geschichte dieser bösen zwölf Jahre ein wahrscheinlich unwiederbringlicher Verlust, daß die „Zwischen-den-Zeilen-Literatur“ nur so unvollständig erforscht wurde; denn mit unserer Generation vergeht die Chance, zu reproduzieren, was damals wirklich gelesen, gehört und verstanden wurde, und übrig bleibt nur das Schwarze der Buchstaben auf dem langsam ergrauenden Weiß holzhaltigen Papiers.



## Kontroll-Defekte

Das nationalsozialistische Herrschaftssystem wies aber zuweilen sogar gerade an den Stellen, an denen man es am wenigsten vermutete, Kontroll-Defekte auf, die es ermöglichten, ganz offen zu sprechen. Paradoxerweise gab es solche Lücken gerade dort, wo hohe Funktionäre im Spiel waren. In einem solchen Vakuum der Orthodoxie habe ich einige der aufregendsten Stunden meines Lebens verbracht, im sogenannten „Germanischen Großseminar der Philosophischen Fakultät“ in Straßburg. Zweimal im Monat kamen die Professoren, Dozenten und Assistenten zu Vortrag und Diskussion zusammen, etwa gleichviel Studenten durften daran teilnehmen. Nie werde ich vergessen, wie der Historiker Hermann Heimpel, gerade aus Rußland zurückgekehrt, seinen Schüler Hermann Mau nach einem großartigen Referat über Odilo von Cluny gegen Angriffe eines Ordinarius verteidigte, der dem germanischen Artglauben Alfred Rosenbergs eine akademische Legitimation zu verschaffen suchte. Der Streit geriet schon im zweiten Schlag-Abtausch ins Politische, im dritten ins Weltanschauliche. Hermann Heimpel, weiß vor

Wut über Inhalt und Niveau der gegnerischen Vorwürfe, offenbarte rückhaltlos seine Meinung. Sein Ausbruch schloß mit der Empfehlung, der Herr Religionswissenschaftler möge endlich selber an die Front gehen und nachprüfen, an welchen Gott die Soldaten dieses Volkes glaubten. Es gab kurzen, heftigen Beifall, dann erschrecktes Schweigen, niemand widersprach. Alle gingen nach Hause in der Erwartung, daß noch in der gleichen Nacht die Gestapo erscheinen und jeden Teilnehmer zum Verhör holen werde. Aber es geschah nichts dergleichen. Das halbe Hundert akademischer Bürger, darunter einige, die gründlich miteinander zerstritten waren und sich von Herzen haßten, darunter auch ein höherer SD-Führer, wahrte das Schweigen. Von diesem Abend an wurde im „Germanischen Großseminar“ im Klartext gesprochen. Einige kamen zwar nicht mehr, aber die übrigen waren darüber nicht böse. Hätte ein einziger das Schweigen gebrochen, wären nicht nur Heimpel und Mau in die Mühlen eines Verfahrens geraten, die ganze Fakultät wäre wahrscheinlich in die Luft geflogen.

## Student und Widerstand

Natürlich war dies nicht Widerstand, sondern nur ein vereinzelter Versuch, Universität unter dem Gesetz der Wahrheit aufrechtzuerhalten, ein vereinzelter, fast verzweifelter Ausbruch aus einem Gefängnis, das seine besondere Prägung dadurch erfuhr, daß die Grenze zwischen Gefangenen und Wärtern sich nicht genau ziehen ließ. Aktiver Widerstand, wie ihn die Blutzeugen der „Weißen Rose“ geleistet haben, ist mir, auch im Stadium der gedanklichen Vorbereitung, nie begegnet. Wie Kurt Huber unter den Professoren, waren Willi Graf, Sophie und Hans Scholl, Alexander Schmorell, Christoph Probst unter den Studenten Ausnahmen. Die große Mehrheit war mit dem Nationalsozialismus weltanschaulich damals einverstanden, geblendet von den politischen und militärischen Erfolgen der ersten Jahre, fasziniert von der Aussicht, später einmal Rang und Stellung in einem glänzenden, reichen, mächtigen Deutschland erringen zu können. Bis zu dem schrecklichen Erwachen, das für weite Kreise mit der Niederlage von Stalingrad begann, waren es nur wenige,

die dem Dritten Reich ablehnend gegenüberstanden. Auch diese hatten ganz verschiedene Motive: da gab es grundsätzliche, religiös, moralisch, politisch bestimmte Gegnerschaft; die Ahnung, daß dies alles einmal schlimm enden würde; bürgerliche, aristokratische, intellektuelle Abscheu gegenüber dem proletenhaften Stil des Regimes; ästhetischer Widerwille gegen das blecherne Pathos seiner Selbstdarstellung. Aber sie alle, die dagegen waren, dachten nicht an die Möglichkeit einer korporativen Auflehnung der Universitäten oder auch nur einer Universität, einer Fakultät gegen das Hitler-Regime. Nach meiner Erinnerung hätten die Professoren bei einem solchen Schritt, falls er überhaupt bekannt geworden wäre, nicht damit rechnen können, daß die Studenten ihn mit einer solidarischen Aktion beantwortet hätten. Ich sage: Wenn er bekannt geworden wäre — die Vertuschungsapparat funktionierte nämlich vorzüglich. Ich studierte in München, als im Wintersemester 1938/39 die Theologische Fakultät durch das Regime aufgelöst wurde, und obwohl ich



mich auf verschiedenen Wegen zu informieren suchte, konnte ich doch damals nirgends herausbekommen, weshalb es zu diesem Gewaltakt gekommen war. Der Vorgang spielte sich völlig geräuschlos ab — so geräuschlos, daß einige Professoren noch Tage nach der Schließung ihrer Fakultät weiterlasen, als ob nichts geschehen wäre, und dies nicht etwa aus Protest, sondern einfach deshalb, weil sie nichts von alledem erfahren hatten.

Was die Studenten, die das Regime ablehnten, damals von ihren Professoren erwarteten, war nicht eine heroische Geste des Widerstands; eine solche hätte das System auch weder gefährden noch auch nur mäßigen, sondern allenfalls zu Racheakten gegen die ohnehin verhassten Intellektuellen herausfordern können; was sie erwarteten, war die Ermöglichung eines Studiums ohne Verrat an der erkannten Wahrheit, eines Studienabschlusses ohne Diskriminierung — also die Rettung und Verteidigung jener „Inseln freier Geistigkeit“ (Hans Maier), die zu bewohnen und zu schützen keineswegs ohne Risiko war. Das nationalsozialistische Regime gab sich ja nicht damit zufrieden, daß seine Untertanen gegen die Obrigkeit nichts unternahmen; es verlangte, daß alle mitmachen mußten, und dies sogar freiwillig, begeistert, aus innerem, stets öffentlich zu erkennendem und zu beweisendem Antrieb. Es erwies sich eben dadurch als ein vollendet totalitäres Regime.

Ich kann zwar, wie erwähnt, nur Zeugnis ablegen von der Situation, die ich selbst an der Universität erlebt habe, also nicht von den ersten Jahren um und nach 1933. Aber wenn ich während meines eigenen Studiums vor die Frage gestellt worden wäre, ob ich bereit sei, einem akademischen Lehrer auf dem Weg zur offenen, aktiven Auflehnung zu folgen, so hätte ich sicherlich Nein gesagt, und ich kann dies auch für diejenigen meiner Mitstudenten bezeugen, in deren Herzen ich zu schauen vermochte.

Wer einmal selber in die Mühle der Gestapo geraten war oder mindestens den kleinen Finger hineingebracht hatte, wer im Kriege die unheimliche militärische Macht dieses Reiches erlebt hatte, der wußte ganz genau, daß eine Änderung der Dinge nur möglich war durch Gewalt: durch die Übermacht der Alliierten, also die Niederlage des Reiches im Kriege, oder durch einen Staatsstreich der bewaffneten Macht, eine Aktion der Armeeführung. Alles andere war zu offensichtlich zum Scheitern verurteilt, als daß es vernünftiger Überlegung zugänglich gewesen wäre. Das sagt —

ich betone es mit Nachdruck — nichts gegen das innere Recht, gegen die moralische Größe derer, die den offenen Widerstand gewählt haben. Aber es kann auch nicht gebraucht werden gegen diejenigen, die diesen Weg als aussichtslos verwarfen, nachdem sie sich darüber Rechenschaft abgelegt hatten.

Wie schmal der Grat dieser Entscheidung war, verdeutlicht ein Satz, den Hans Scholl nach dem Bericht seiner Schwester Inge wenige Wochen vor dem 18. Februar 1943 sprach, also kurz vor der entscheidenden Tat, der öffentlichen Austeilung von Flugblättern im Lichthof der Münchner Universität. Er hörte damals von den vielen Todesurteilen, die gefällt wurden, und meinte zu seinen Freunden: „Dies muß unter allen Umständen vermieden werden. Wir müssen leben, um da zu sein, weil man uns braucht. Gefängnis und KZ — meinetwegen. Das kann man überstehen. Aber nicht das Leben riskieren...“<sup>33</sup>).

Das Verhalten der Angeklagten im ersten Volksgerichtsprozeß gegen die „Weiße Rose“ beweist, daß sie diesen Satz auch nach der Tat und ihrer Entdeckung zur Richtschnur nahmen. „Zunächst, bis alle ihre Verschleierungsversuche unter der Last des Beweismaterials sinnlos geworden waren“, wollten sie, wie Inge Scholl berichtet, diesen Weg gehen, um „zu leben und nach dem Ende der Gewaltherrschaft an einem neuen Leben mitzuwirken.“ Als sie dann sahen, daß dieser Weg versperrt war, nahmen sie alle Last auf sich, um die anderen Beteiligten vor gleichem Schicksal zu retten. Das wichtigste katholische Mitglied des Kreisauer Kreises, Pater Alfred Delp, den ich 1938 als Münchner Studentenseelsorger kennenlernte, dachte ebenso; auch er lehnte aktiven Widerstand ohne die Chance eines anderen Ergebnisses als den eigenen Untergang und der Verfolgung Gleichgesinnter ab. Wer das Seelendrama des Thomas Morus kennt, dieses durchsichtigste Modell christlicher Gewissensentscheidungen im Angesicht totalitär gewordener Staatswillkür, der bemerkt unschwer hier eine Replik des zentralen Problems aller Widerstandsethik.

Wir, die wir damals studierten, dachten nicht an ein zweckenthebendes Selbstopfer, nicht an die Aufrichtung eines Zeichens, das kommenden Geschlechtern leuchten sollte. Wir dachten an ein Überleben, ohne in die Verbrechen der Mächtigen verstrickt zu werden, an ein Über-

<sup>33</sup>) Inge Scholl, Die Weiße Rose, Fischer-Bücherei Nr. 88, Frankfurt 1955, S. 96



stehen schlimmer, aber begrenzter Zeit. Wir wollten ohne Schuld hindurchgelangen durch den dunklen Tunnel voller Fallgruben, weil wir wußten, daß am anderen Ende eine Aufgabe wartete, auf uns wartete, auf die Studenten, die an der Universität im Dritten Reich studierten, ohne an dieses Dritte Reich zu glauben.

Vor den Toten, die ihrem reinen Gewissen gefolgt sind, bleiben die Überlebenden stets

ohne Rechtfertigung, denn sie haben noch vor sich, was jene bereits vollendet haben. So werden wir, gerade wir, die wir in München akademische Bürger waren und sind, den Rest unserer Zeit damit zu tun haben, uns dem hohen Anspruch des Zeichens zu stellen, in das unsere Universität an jenem 18. Februar 1943 eingetreten ist, als Sophie Scholl das Flugblatt in den Lichthof herabflattern ließ, das zur „Brechung des nationalsozialistischen Terrors aus der Macht des Geistes“ aufrief.



## Der Professor im Dritten Reich

Den Auftrag, das Thema „Der Professor im Dritten Reich“ zu behandeln, hat man mir, wie ich annehme, darum gegeben, weil ich meine akademische Laufbahn bereits in der Weimarer Republik begonnen und das sogenannte Dritte Reich von Anfang an als Professor an deutschen Universitäten erlebt habe, ohne Parteimitglied zu sein und ohne mich literarisch im Sinne des Nationalsozialismus zu betätigen. Ich soll also aus eigener Erfahrung berichten, in welcher Lage sich der deutsche Professor am Anfang und im Verlauf der Hitlerzeit befand, wie er sich damals verhielt und warum er sich so verhielt — mit einem Wort gesagt: was es mit dem oft zur Sprache gebrachten politischen und moralischen Versagen des deutschen Professors auf sich hat.

Das ist eine Aufgabe, der ich mich nur sehr unvollkommen gewachsen fühle. Meine Erlebnisse beschränken sich notwendigerweise mehr oder weniger auf den örtlichen und fachlichen Bereich, in dem ich damals gelebt habe. Es gehört ja zu den Eigentümlichkeiten eines solchen Regimes, daß vieles geschieht, was der Öffentlichkeit vorenthalten wird, daß auch private Kommunikationen abreißen, sei es, weil man dem anderen nicht mehr völlig traut, sei es, weil man verfängliche Dinge der Post nicht anvertrauen möchte, daß schließlich sich die Dinge an verschiedenen Orten unter verschiedenen sachlichen und persönlichen Umständen ungleich entwickeln. Dazu kommt, daß mir keinerlei Aufzeichnungen aus jenen Jahren zur Verfügung stehen. Ich muß also damit

rechnen, daß mein Bericht unvollständig und einseitig ausfällt, so sehr ich mich auch bemühen werde, das Wesentliche zu sagen. Ferner muß ich hervorheben, daß ich kein völlig unbeteiligter Beurteiler war und bin. Ich war es damals nicht, weil im Miterleben bald Erbitterung, bald Hoffnung den Blick trübte. Ich bin es heute nicht, weil ich mich selbst für das, was damals an den deutschen Universitäten geschehen oder nicht geschehen ist, mitverantwortlich fühlen muß. Eben weil ich die Hitlerzeit als deutscher Professor miterlebt habe, aus demselben Grund also, der mich legitimieren soll, heute darüber zu berichten, bin ich kein unbeteiligter Zeuge, sondern, wenn man so will, ein Mitangeklagter. Denn auch ich habe mich dem Regime in mancher Hinsicht anpassen müssen, habe mitunter etwas gegen meine Überzeugung sagen und öfter noch gegen meine Überzeugung schweigen müssen.

Trotz solcher Überlegungen darf ich mich aber meinem Auftrag nicht entziehen. Diejenigen, die das Hitlerregime nicht erlebt haben, haben ein Recht auf Information, damit sie sich über das, was damals an den deutschen Universitäten geschehen ist, ein Urteil bilden können. Ich werde also berichten: so vollständig, so nüchtern und so objektiv, wie ich eben vermag.

Ich möchte zunächst auf die Frage eingehen, wie es kam, daß die Universitäten, wie man damals sagte, „gleichgeschaltet“ wurden und was diese Gleichschaltung bedeutete.

## Die Universität in der Weimarer Republik

Die Universitäten waren kein geistiges Bollwerk der Weimarer Demokratie. Die Professoren, die ja noch alle in der Tradition des Wilhelminischen Deutschlands herangewachsen waren, dachten zum weitaus überwiegenden Teil entweder konservativ oder zum wenigsten nationalliberal im Sinne der politischen Terminologie des Kaiserreichs. Linksliberale und Sozialisten waren unter den Hochschullehrern der zwanziger Jahre ent-

schieden in der Minderheit. Jene Mehrheit trauerte der verschwundenen Herrlichkeit des Kaiserreichs nach. Der Weimarer Staat war für sie, wenn nicht geradezu ein Produkt des Hochverrats, so doch jedenfalls das beschämende Ergebnis eines verlorenen Krieges. Ich will diese Haltung durch zwei charakteristische Beispiele erläutern. Kurz ehe ich mich in Freiburg habilitierte, 1924 oder 1925, hielt dort ein Ordinarius des Staatsrechts am 18.



Januar, dem Tag der Gründung des Bismarckreichs, der damals noch an allen deutschen Universitäten gefeiert wurde, die Festrede — eine Festrede sonderbarerweise in fünffüßigen Jamben mit dem Titel: „Vom Kampf des Rechtes wider die Gesetze“. Sie enthielt unter anderen den Vers: „Wer aber sind die Volksverräter? Die Haase, Ebert und Genossen“. Dieser Angriff auf den ersten deutschen Reichspräsidenten, der damals vor kurzem erst gestorben war, führte zu einer heftigen Reaktion der (sozialistisch geführten) badischen Regierung, aber nicht zu einer Bestrafung des Redners. Die Fakultät — deren Mitglieder, wie ich zu wissen glaube, zu einem beträchtlichen Teil ganz anders dachten — stellte sich im Namen der Lehrfreiheit vor den Redner. — Als ich dann 1929 nach Göttingen kam, wurde mir dort erzählt, daß einer der beiden Vertreter des öffentlichen Rechts in seiner Staatsrechtsvorlesung stets zu behaupten pflege, er habe die 1919 eingeführten neuen Reichsfarben wieder vergessen: „Die Reichsfarben — ach, wie sind sie doch, ich habe sie schon wieder vergessen: ach ja, schwarz, rot, gelb sind se.“ Dazu dröhnender Beifall der Hörer.

## Persönliche Erfahrungen

Mir selbst war diese Einstellung nicht fremd. Mein Großvater, ein hessischer Richter, war konservativ; mein Vater, liberaler Theologe, hielt sich politisch zu den Nationalliberalen. Ich selbst habe in der Weimarer Zeit stets die Deutsche Volkspartei, die die nationalliberale Tradition fortsetzte, gewählt; erst bei der letzten Reichstagswahl vor Hitlers Machtergreifung gab ich meine Stimme der Sozialdemokratie — in dem freilich irrigen Glauben, daß diese Partei noch am ehesten in der Lage sei, dem drohenden Verhängnis Widerstand zu leisten, weil sie sich auf die Arbeiterschaft stützen könne.

In meiner Familie gab es auch einen gewissen Antisemitismus — keinen offenen und militanten freilich (der galt nicht als anständig), aber eine deutliche gesellschaftliche Ablehnung der Juden. Sie galten als unsolide, gerissene Geschäftsleute und Wucherer, mit denen man nichts zu tun haben wollte. Einzelne rühmliche Ausnahmen wurden gelegentlich anerkannt. Diese Einstellung, die mir von Hause aus geläufig war, hat sich bei mir im Laufe meines Studiums durch persönliche Erfahrung geändert. Ich begegnete jüdischen Gelehrten

Ich erwähne diese Vorfälle, um das politische Klima an den deutschen Universitäten der Weimarer Zeit zu charakterisieren; ich erwähne sie auch deshalb, weil gerade diese beiden Professoren später im Dritten Reich, nach allem, was ich weiß, zu den wenigen gehört haben, die dem Nationalsozialismus nicht die geringsten Konzessionen machten. Es waren alte Konservative, denen jede Massenbewegung ein Greuel war, ganz gleich, ob sie von links oder von rechts kam. Die meisten ihrer Kollegen gingen nicht so weit, dem demokratischen Staat offen ihren Haß oder ihre Verachtung zu zeigen. Sie waren aber auch nicht geneigt, für ihn einzutreten. Und selbst diejenigen, die bereit waren, mit der Weimarer Verfassung zu leben, gaben diese Einstellung zumeist auf, als sich das Schwergewicht immer mehr nach den radikalen Flügeln des Reichstags verschob, als es immer schwieriger wurde, eine tragfähige Regierungskoalition zu schaffen, und als schließlich das parlamentarische Regime überhaupt versagte und mit Notverordnungen regiert werden mußte.

von hohem wissenschaftlichen Rang, hoher Kultur und überzeugenden menschlichen Qualitäten; ich fand Aufnahme im Hause eines Berliner jüdischen Rechtsanwalts, mit dessen Sohn ich befreundet war, und wurde durch den Umgang mit diesen vielseitig interessierten und vornehmen Menschen bereichert. Dort lernte ich auch den politischen Standpunkt der Linksliberalen und Sozialisten näher kennen, sah ein, daß die mir geläufige Verketterung der „Roten“ doch wohl nicht der politischen Weisheit letzter Schluß sei. Ein entschiedener Anhänger der Weimarer Republik wurde ich dadurch nicht und bin ich bis zum Beginn des Dritten Reiches nie gewesen. Ich kam auch gar nicht auf den Gedanken, daß man als Professor eine feste politische Stellung beziehen müsse. Nach meinen Vorstellungen hatte meine Wissenschaft mit Politik nichts zu tun, und diese Wissenschaft samt den Lehraufgaben nahm mich so in Anspruch, daß ich die politische Entwicklung nur gerade noch am Rande meines Bewußtseins miterlebte. Ich glaube, daß auch diese mehr oder weniger apolitische Haltung in der damaligen deutschen Universität sehr verbreitet war.



Es gab auch unter den Professoren jenen stillen Antisemitismus, den man mehr fühlen als deutlich wahrnehmen konnte. Offene Unfreundlichkeit gegenüber jüdischen Kollegen war zum mindesten vor 1933 selten; ich kenne nur einen Fall, bei dem ich zudem nicht übersehe, in welchem Umfang etwa noch spezielle persönliche Differenzen im Spiele waren. Aber bei Berufungsverhandlungen und bei einer Rektorwahl in Göttingen war die Tendenz einer nicht geringen Zahl von Professoren, jüdische Kandidaten zu umgehen, kaum zu verkennen. Immerhin muß gesagt werden, daß in der Weimarer Zeit die Zahl der Professoren jüdischer Abkunft erheblich gewachsen ist — und zwar auf Grund des Vorschlagsrechts der Fakultäten —, daß wenigstens denen, deren Leistungen unbestritten waren, der Weg zu schnellem Aufstieg offenstand, und daß sie in den Fakultäten, wenn nicht ein gutes, so doch zumeist erträgliches Klima vorfanden. In mei-

nem engeren Fach war die Mehrzahl der führenden Gelehrten Deutschlands jüdischer Abkunft. Die naturwissenschaftliche Fakultät der Göttinger Universität verdankte ihren damaligen Weltruf hauptsächlich den jüdischen Physikern und Mathematikern.

Diese Andeutungen über die politische Stellung der Professoren vor 1933 und den sozusagen unterschwelligem Antisemitismus, der in ihrem Kreise existierte, sollen lediglich dazu beitragen, die Lage der deutschen Universitäten zu Beginn des Dritten Reichs verständlich zu machen. Sie sind gemeint als nüchterne Feststellung von Tatsachen, die wir sehr bedauerlich finden mögen, die aber als solche noch nicht für einen Schuldvorwurf ausreichen. Um diesen zu begründen, müßte man in der deutschen Geschichte und Geistesgeschichte viel weiter ausgreifen; dazu sind andere mehr berufen als ich.

## Illusionen

Hier muß genügen klarzustellen, daß und aus welchen unmittelbar vorangegangenen Ursachen die große Mehrzahl der deutschen Professoren keine Veranlassung sah, für die Weimarer Republik auf die Barrikaden zu gehen (wozu es übrigens 1933 natürlich längst zu spät war), und daß ein sehr beträchtlicher Teil von ihnen in der Zulassung der Nationalsozialisten zur Macht und also zur Verantwortung sogar den einzig möglichen Weg zu einer politischen Stabilisierung sah. Ich weiß dies aus eingehenden Gesprächen, die ich damals geführt habe. Man nahm das Programm und die terroristischen Methoden der Nationalsozialisten nicht vollkommen ernst. Man glaubte, daß davon in der Praxis sehr vieles unter den Tisch fallen werde, und man vertraute insbesondere auf die Bindung der Nationalsozialisten durch die Koalition mit den Deutschen — die sich alsbald als völlig unwirksam erwies. Manche, vor allem unter den Jüngeren, unter dem akademischen Nachwuchs, die sich über das Versagen des parlamentarischen Regimes ihre Gedanken gemacht hatten und eine mehr autoritäre Regierungsform für notwendig hielten, sahen in der Machtübernahme des Nationalsozialismus den Weg

zur Verwirklichung ihrer eigenen Ideen. Sie glaubten, wenn sie in die Partei einträten, hätten sie eine Chance, dort Einfluß zu gewinnen und an einer Entwicklung zum Positiven tätigen Anteil zu haben. Es gab sogar politisch rechtsstehende Juden, die es bedauersten, nicht dabei sein zu können, weil man sie ja nicht in die Partei aufnehmen werde. Ich kenne zwei Fälle dieser Art. Dies alles ist heute kaum zu begreifen, weil wir wissen, wohin der Weg des Nationalsozialismus geführt hat. Aber damals lag Auschwitz, lagen die Nürnberger Gesetze und vieles andere, was später geschehen ist, noch jenseits dessen, was man sich auch bei größtem Pessimismus als möglich vorstellen konnte. Ich glaube ein Recht zu haben, dies zu behaupten, denn ich sah damals, im Gegensatz zu den meisten meiner Altersgenossen, sehr pessimistisch in die Zukunft. Dies war zum Teil die Folge eines Erlebnisses, von dem ich kurz berichten möchte. Irgendwann um die Wende zu den dreißiger Jahren hatte in Göttingen eine Arbeitstagung der deutschen Studentenschaft stattgefunden, ich glaube, über Fragen der Hochschulreform, über die auch damals schon diskutiert wurde. Man hatte einige jüngere



Professoren dazu eingeladen, darunter mich, und ich war hingegangen. An Pfingsten 1932 fand wiederum eine solche Arbeitstagung statt, diesmal in dem thüringischen Bad Blankenburg, und ich erhielt wieder eine Einladung. Inzwischen war die Spitzenorganisation der deutschen Studentenschaft bereits vom Nationalsozialistischen Studentenbund erobert worden. Nur *ein* liberaler Funktionär, der schon in Göttingen dabei gewesen war, hatte sich noch darin gehalten, hatte meine Einladung erwirkt und mir zugeredet, zu kommen. Was ich dort an Ausbrüchen eines ganz primitiven und rohen Antisemitismus zu hören bekam, übertraf alles, was ich bis dahin erlebt hatte. Dazu kamen Spekulationen über Männerbünde, die mir abstrus und gegenwartsfern erschienen, die aber mit großem Eifer diskutiert wurden. Während wir in einer Sport-schule außerhalb des Städtchens tagten, fand in der Stadt mit viel Lärm ein großes SA-Treffen statt, an dem offenbar die ganze Bevölkerung teilnahm. Ich fuhr nach Hause mit dem bedrückenden Gefühl, daß eine Woge primitiver Emotion im Begriff sei, die rationale Welt,

der ich mich zugehörig wußte, zu überspülen. In der Tat war der Ungeist, dem ich in Blankenburg begegnete, damals schon in der Studentenschaft aller deutschen Hochschulen verbreitet. Vielleicht besaßen die entschiedenen Anhänger des Nationalsozialismus noch nicht überall das zahlenmäßige Übergewicht; aber ihre Aktivität beherrschte das Feld. Es kam zu Prügeleien mit dem (hauptsächlich aus SPD-Anhängern bestehenden) Republikanischen Studentenbund und zu Gewaltakten anläßlich der Berufung jüdischer Professoren. Unter den Göttinger Studenten herrschte allerdings, zum mindesten nach außen hin, verhältnismäßige Ruhe; das mag darauf beruhen, daß Göttingen eine ausgesprochene Arbeits-universität war, in der sich vor allem vorge-rückte Semester auf ihr Examen vorbereiteten.

Das Hitler-Regime begann bekanntlich mit einem Handstreich. In den letzten Januartagen 1933 wurden überall in Deutschland die öffentlichen Gebäude von der SA besetzt, die Hakenkreuzfahne wurde gehißt, die Macht-übernahme durch Hitler proklamiert. Eine Gegenwehr fand nicht statt.

## Die Entwicklung abwarten

Wenige Tage nach diesem Ereignis trafen sich die Vertreter der juristischen Fakultäten der deutschen Universitäten in Berlin. Die Tagung, an der ich teilgenommen habe, war längst zuvor angesetzt worden, und zwar mit einer Tagesordnung, die meiner Erinnerung nach unpolitisch war. Es kam aber zu einer eingehenden Aussprache über die neue Lage, und es wurde der Vorschlag gemacht, namens der juristischen Fakultäten eine Adresse an Hitler zu richten, in der die Erwartung ausgesprochen werden sollte, daß er die rechtsstaatliche Ordnung respektieren werde. Dieser Vorschlag fand zunächst viele Befürworter. Als sich dann freilich einer der anwesenden Dekane, ein Mann von nicht sehr großem wissenschaftlichen Ansehen, dazu erbot, diesen Schritt bei Hitler vorzubereiten, dem er schon Gutachten erstattet habe — da kamen manchen Konferenzteilnehmern Bedenken. Schließlich verfiel der Vorschlag der Ablehnung, wobei das Votum eines sehr bedeutenden Berliner Juristen, der später emigrieren mußte, meiner Erinnerung nach den letzten Ausschlag gab. Er warnte dringend vor einem

solchen impulsiven Schritt, der auch sehr unerwünschte Folgen haben könne. Man müsse die Entwicklung abwarten.

Ich halte es für gewiß, daß Hitler sich durch eine Adresse der deutschen Rechtsfakultäten nicht im geringsten hätte beeinflussen lassen. Trotzdem bedauere ich, daß sie damals nicht beschlossen worden ist. Die Juristenfakultäten stünden heute vielleicht ein klein wenig besser da, wenn sie sich in jener Stunde nicht durch taktische Überlegungen (die damals klug und besonnen erscheinen mochten) von einem Beschluß hätten abhalten lassen, der wenig später schon nicht mehr gefaßt und erst recht nicht mehr wirkungsvoll durchgeführt werden konnte. Denn „die Entwicklung abwarten“ bedeutete, wie sich alsbald herausstellte, sich von der Entwicklung überrollen lassen. Der Rest des Wintersemesters 1932/33 verging, meiner Erinnerung nach, ohne daß nach außen hin deutlich wurde, was bevorstand. Es gab, wie auch schon vor der Machtergreifung Hitlers, Störungsaktionen gegen die Vorlesungstätigkeit jüdischer oder politisch mißliebiger Professoren, gegen die zum minde-



sten an einigen Stellen, wie z. B. in Berlin, von seiten des Rektors energisch eingeschritten wurde. Man hielt sie wohl zumeist für örtliche und spontane Vorgänge, während sie wahrscheinlich bereits von oben gelenkt waren. Ob die Neuwahlen der Rektoren und Dekane, durch die zwar keine Nationalsozialisten — die gab es unter den ordentlichen Professoren noch so gut wie gar nicht —, wohl aber den Nationalsozialisten genehme Männer an die Spitze der Universitäten und Fakultäten gelangten, ob diese Neuwahlen noch im Wintersemester angeordnet und durchgeführt wurden oder erst im Sommer 1933, weiß ich leider nicht mehr. Man ging mehr oder weniger bereitwillig auf diese Neuwahlen ein, weil man hoffte, daß die Gewählten einen besseren Stand haben würden als die bisherigen Rektoren und Dekane, die nicht unter politischem Aspekt, sondern in der Regel nach dem Turnus der Fakultäten und, soweit es sich um die Dekane handelte, nach dem Dienstalter gewählt waren. (Der Dekan meiner Fakultät z. B. — Artilleriehauptmann im Ersten Weltkrieg, Träger des Eisernen Kreuzes I. Klasse — war Jude, und es war trotz allem auch für den Harmlosesten vorauszusehen, daß er als Dekan Schwierigkeiten haben werde.) Jene Hoffnung trog freilich, zum mindesten in vielen Fällen. Die Neugewählten erwiesen sich als unsicher und nachgiebig, manche geradezu als trojanische Pferde. Jedenfalls war mit dieser Änderung in der personellen Leitung wahrscheinlich schon die Möglichkeit eines geschlossenen Auftretens der Universitäten verspielt — sofern die äußeren Umstände es überhaupt noch zugelassen hätten, was mir sehr zweifelhaft erscheint. Ich glaube nämlich nicht, daß ein Protestschritt der Universitäten im Frühjahr oder Sommer 1933 noch irgendeine Publizität, geschweige denn eine Unterstützung in der Öffentlichkeit gefunden hätte. Denn die Presse wurde ja noch schneller und vollständiger geknebelt als die Universitäten — ihre Freiheit zu unterdrücken war leichter

und für das Regime viel notwendiger —, und der Rundfunk war als staatliche Einrichtung von vornherein in der Hand der Nationalsozialisten.

Vielleicht darf ich hier, zeitlich vorgreifend, anfügen, daß dann im Oktober 1933 die akademische Selbstverwaltung der deutschen Hochschulen überhaupt beseitigt worden ist. Die Fakultäten (als Kollegien) und der Senat hatten fortan nicht mehr beschließende, sondern nur noch beratende Funktion: Rektor und Dekane entschieden jetzt kraft des sogenannten Führerprinzips in eigener Machtvollkommenheit. Sie verloren zugleich ihre Eigenschaft als echte Repräsentanten der Universität, denn sie wurden nicht mehr gewählt, sondern ernannt (und waren jederzeit absetzbar). Den Rektor ernannte der Reichskultusminister, die Dekane der Rektoren. Rektor und Dekane standen überdies unter der Kontrolle der Funktionäre des NS-Dozentenbunds, das heißt einer Parteigliederung; selbst die Hochschulabteilung des Reichskultusministeriums war gehalten, in Berufsangelegenheiten jeweils das Votum des Reichsdozentenführers einzuholen.

Diese administrative Subordinierung und Gleichschaltung der Universität ist zwar niemals in jeder Hinsicht voll durchgeführt worden. Namentlich in den Fakultäten war es unmöglich, auf die Dauer nach dem Führerprinzip zu regieren. Auch die ideologische Durchdringung der Universitäten durch den Nationalsozialismus ist durch „Führerprinzip“ und Einfluß des Dozentenbunds kaum wesentlich gefördert worden. Aber soviel ist doch festzustellen: Die Möglichkeit einer unabhängigen Willensbildung und Meinungsäußerung der Universitäten und der Fakultäten in hochschulpolitischen oder gar allgemeinpolitischen Fragen war nach den seit Oktober 1933 geltenden Bestimmungen auch juristisch nicht mehr vorhanden.

## „Säuberung“ der Professorenschaft

Ich kehre zu der Entwicklung im Frühjahr 1933 zurück: Anfang April 1933, das heißt noch während der Ferienzeit, erfolgte ein Schlag, der sich nicht gegen die Hochschule allein richtete, sie aber am schwersten traf. Es erging ein (von Hitler erlassenes, nicht von dem

bereits entmachteten Reichstag beschlossenes) Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums. Sein Name, mit dem man in raffinierter Weise die weitverbreitete Abneigung gegen das sogenannte Parteibeamtentum der Weimarer Zeit ausnutzen wollte, war irre-



führend. Es enthielt zwar Bestimmungen gegen Beamte, die als Anhänger einer Linkspartei (nur Linksparteien waren gemeint) politisch hervorgetreten waren, daneben aber auch solche gegen jüdische Beamte. Jene Linksparteiler sollten als „politisch unzuverlässig“ in den Ruhestand versetzt werden, desgleichen alle jüdischen Beamten, soweit sie nicht bereits 1914 im Amte waren oder als Frontkämpfer am Ersten Weltkrieg teilgenommen hatten. Während die Bestimmung gegen die „politisch unzuverlässigen“ Beamten eine mehr oder weniger individuelle Prüfung im Einzelfall zuließ oder sogar verlangte, blieb gegenüber den Juden kein Spielraum, es sei denn in der Frage der Frontkämpfereigenschaft. Auf die sachlichen Qualifikationen für das betreffende Amt einzugehen, bot das Gesetz überhaupt keine Möglichkeit.

Während sonst im allgemeinen jene erste Bestimmung die größere praktische Bedeutung hatte, war es in den Universitäten umgekehrt. Zwar ist im unmittelbaren Vollzug des Gesetzes eine nicht unbeträchtliche Zahl von Professoren als „politisch unzuverlässig“ entlassen worden, darunter so hervorragende Männer wie der Rechtsphilosoph und Kriminalist Gustav Radbruch in Heidelberg, und die Klausel über die politische Unzuverlässigkeit wurde wohl auch noch in der Folgezeit des öfteren dazu benutzt, um Professoren abzu-

schießen, die der Ablehnung des Nationalsozialismus verdächtig waren. (Ich selbst bin dieser Gefahr, wie ich später erfuhr, nur eben entgangen.) Aber da an den deutschen Hochschulen, wie ich zu Beginn schon gesagt habe, nur wenige Professoren lehrten, die wirklich entschiedene Anhänger der Linksparteien waren, war diese Gruppe der Opfer des Gesetzes insgesamt nicht sehr groß — gemessen jedenfalls an der Zahl der jüdischen Professoren, die der deutschen Wissenschaft durch dieses Gesetz und im Anschluß daran verloren gingen.

Freilich schien gerade der Juden-Paragraph im Vergleich mit dem, was man über die Parteidoktrin und die Hetzpropaganda der Nationalsozialisten wußte, noch einigermaßen maßvoll. Es stellte sich heraus, daß überraschend viele jüdische Professoren Frontkämpfer waren. Sie alle, so schien es, konnten also bleiben. Da das Gesetz sie ausdrücklich in ihrem Amt bestätigte, lag sogar der Gedanke nahe, daß wenigstens sie künftig in ihrer Lehrtätigkeit gegen Störungsaktionen geschützt waren. Es mag also, vor allem unter den nicht-jüdischen Professoren, manche gegeben haben, die sich mit dem Gedanken beruhigten, es sei ja doch nicht ganz so schlimm gekommen, wie man befürchtet habe, und das Gesetz schaffe trotz seiner Härte immerhin eine stabile Rechtslage.

## Emigration

Daß dem in Wahrheit nicht so war, konnte man aus einer anderen Vorschrift ersehen, die etwa zur gleichen Zeit erging (ich weiß nicht, ob es sich um ein Gesetz oder eine Verordnung des Reichskultusministers handelte — ich glaube, es war eine Verordnung). Danach wurden jüdische Schüler aus den öffentlichen Schulen ausgeschlossen und in neu zu gründende Judenschulen verwiesen. Für die Kinder der im Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums von der Entlassung Ausgenommenen, insbesondere der Frontkämpfer, gab es hier keine Sonderbestimmungen. Es war klar, daß jene Ausnahme nicht ernst gemeint war. Man wollte auch den Frontkämpfern das Verbleiben im Amt praktisch unmöglich machen. In der Tat verzichteten zum Beispiel die jüdischen Physiker und Mathematiker der Göttinger Universität, auch soweit sie nach dem Gesetz zur Wiederherstellung

des Berufsbeamtentums hätten bleiben können, noch im Sommer 1933 auf ihr Lehramt und gingen ins Ausland, wo man diese weltberühmten Gelehrten natürlich mit offenen Armen empfing. Mit der führenden Stellung, die Göttingen gerade auf den Gebieten der Physik und der Mathematik in der Welt innegehabt hatte, war es vorbei. Schwieriger war die Lage der Juristen. Für Lehrer des deutschen Rechts hatte das Ausland, hatten vor allem England und die Vereinigten Staaten, in denen ein ganz andersartiges Rechtssystem gilt, keinen Bedarf. Die jüngeren deutschen Emigranten mußten dort noch einmal als Juristen in die Schule gehen, um mit den inländischen Bewerbern in ihrer neuen Heimat konkurrieren und sich einen Platz als Rechtslehrer oder als Anwalt erringen zu können; die älteren erhielten schließlich dank der Hilfsbereitschaft der angelsächsischen Universitäten



ten ein Unterkommen, zumeist aber nur in Gestalt einer Art von Forschungsstipendien. Für sie war die Emigration in besonderem Maße ein Sprung ins Ungewisse, und sie blieben deshalb im allgemeinen länger in Deutschland.

Um sie trotz des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums loszuwerden, kam man zunächst auf die Idee, möglichst viele von ihnen an eine einzige Universität zu versetzen und diese Universität dann aufzuheben. Frankfurt, eine Stiftung der Frankfurter jüdischen Bankiers, schien den antisemitischen Drahtziehern für diesen Zweck besonders geeignet. Man begann tatsächlich mit den Versetzungen nach Frankfurt, aber dann wurde dieser Plan aufgegeben, weil es gelang, den Einfluß von Parteifunktionären dagegen mobil zu machen. Nun ging man dazu über, Störungsaktionen des NS-Studentenbunds gegen die im Amt verbliebenen jüdischen Professoren zu organisieren, mit dem Erfolg, daß spätestens Ende 1935 keiner von ihnen mehr sein Lehramt ausübte und schließlich nahezu alle in die Emigration gingen. Man hat errechnet,

daß 1933 und in den folgenden Jahren etwa 15% der Lehrer und des wissenschaftlichen Nachwuchses der deutschen Hochschulen und Forschungsinstitute durch Emigration verlorengegangen sind. Schon rein zahlenmäßig ist dies eine außerordentliche Einbuße. Sie erscheint aber noch viel schwerer, wenn man die wissenschaftliche Potenz der Forscher ins Auge faßt, die Deutschland den Rücken kehren mußten. Daß Deutschland damals auf dem Gebiet der Physik seine führende Stellung verlor, habe ich schon angedeutet, als ich von dem Fortgang der Göttinger Physiker sprach. In meinem eigenen Fach gingen von den zehn oder elf international anerkannten Gelehrten aus der Generation der um 1880 Geborenen acht. Neue Fachbereiche, die sich in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg und in der Weimarer Zeit zu entwickeln begonnen hatten, zum Beispiel die Soziologie, verödeten vollständig. Diese Andeutungen müssen genügen, um wenigstens eine ungefähre Vorstellung davon zu geben, was Deutschland damals an geistigem Kapital verloren hat.

## Mutige Einzelaktionen

Die Universitäten schwiegen. Ich habe schon gesagt, daß sie bereits im Sommer 1933 zu korporativem Handeln gar nicht mehr imstande waren, daß es also nach meiner Überzeugung nicht gerechtfertigt wäre, ihnen das Unterbleiben einer umfassenden Protestaktion gegen die Austreibung der jüdischen Professoren vorzuwerfen. Was man erwarten konnte, war ein kollegiales Verhalten gegenüber den Opfern der Verfolgung. Das hat es in vielen Fällen gegeben. Um ein Beispiel zu nennen, das ich selbst erfahren habe: Als ich 1936 nach Bonn berufen wurde, wurde mir von der Fakultät eröffnet, daß der Vorschlag, mich zu berufen, von meinem amtsentsetzten Vorgänger stamme, von dem sich die Fakultät (natürlich inoffiziell) in der Nachfolgerfrage hatte beraten lassen. Mein Vorgänger, den ich bei meiner Übersiedlung nach Bonn noch dort antraf, hat mir das bestätigt. Die Fakultät hielt also bis zu seiner Emigration einen engen Kontakt mit ihm aufrecht. Auch mein Lehrer, damals in Heidelberg in der gleichen Lage wie mein Bonner Vorgänger, rühmt das kollegiale und freundschaftliche Verhalten al-

lerdings nur eines Teils der Fakultät. Es gab Beispiele mutigen Eintretens der Schüler für ihre Lehrer: So unternahm in Berlin eine Anzahl von jungen Dozenten und Habilitanden der juristischen Fakultät eine Protestaktion gegen die Entlassung ihrer Lehrer — mit der Folge, daß sie selbst entlassen und von der akademischen Laufbahn ausgeschlossen wurden. Leider sind mir nicht alle ihre Namen innerlich; ich nenne zwei, die ich noch weiß: Ludwig Raiser, der heute in Tübingen, und Werner Flume, der jetzt in Bonn lehrt. Selbst unter den fanatischen Anhängern des Nationalsozialismus gab es Leute, die sich im Einzelfall spontan für ihre Lehrer einsetzten. Ich erinnere mich einer Szene in der Göttinger Universität, die einer meiner Schüler beobachtet hat. Ein SS-Mann redete auf andere ein: „Ja, wenn Ihr meint, daß ... (es folgte der Name eines Kollegen, der als Frontkämpfer zunächst im Amt blieb und gegen den nun eine Störungsaktion durchgeführt werden sollte) — wenn ihr meint, daß er in Ordnung ist, dann müßt ihr auch für ihn eintreten.“



Leider gab es aber auch viele Gegenbeispiele. Es gab Professoren, die ihre jüdischen Kollegen nicht mehr kannten. Ich erlebte, wie es ein Dekan nicht für tunlich hielt, einem entlassenen Fakultätskollegen auch nur ein Wort der Teilnahme zu sagen oder zu schreiben. Er begnügte sich damit, die noch bei dem Entlassenen liegenden Doktorarbeiten durch den Pedell abholen zu lassen. Ich erlebte es, wie die Anfrage, ob die Fakultät bereit sei, einen Frontkämpfer aufzunehmen, der von seiner bisherigen Universität fortversetzt werden sollte und den Wunsch geäußert hatte, nach Göttingen zu kommen, in der Fakultät gegen we-

nige Stimmen verneint wurde. Es ist schwer zu sagen, inwieweit solches Verhalten auf jenem latenten Antisemitismus beruhte, der, wie ich andeutete, schon in der Weimarer Zeit spürbar war und jetzt offen hervortrat, und inwieweit auf der Angst vor Komplikationen, auf dem Wunsch, nicht selbst in die Schußlinie des Terrors hineinzugeraten, der im Sommer 1933 an den deutschen Universitäten zu herrschen begann. Wahrscheinlich war beides im Spiel, das zweite Moment wohl mehr als das erste. Damit bin ich bereits bei der Lage und dem Verhalten derjenigen, die bleiben konnten und blieben.

## Begeisterung — Idealismus — Opportunismus

Wie ich angedeutet habe, gab es schon vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten auch unter den Hochschullehrern sehr viele, die in der Zulassung Hitlers zur Regierung (und das heißt: zur Verantwortung) den einzigen Weg zur Herstellung stabiler politischer Verhältnisse sahen. Für sie war die Machtergreifung Hitlers entweder ein willkommenes oder doch wenigstens ein unvermeidliches Ereignis, aus dem es galt, das Beste zu machen. Einige — es waren nicht sehr viele, aber unter ihnen befanden sich prominente Gelehrte — ließen sich von dem Begeisterungsrausch erfassen, der sich im Frühjahr 1933 in ganz Deutschland verbreitete. Sie glaubten wirklich, jetzt beginne ein besseres Zeitalter, eine Erneuerung des deutschen Wesens, und lieferten sich mit Emphase dem Nationalsozialismus aus. Es waren zum Teil Männer, die aus der Jugendbewegung kamen oder dem Kreise Stefan Georges nahestanden, romantische Naturen von differenzierter geistiger Struktur, die in der Gesellschaft des Ungeistes, in die sie sich nun begaben, völlig fehl am Platze waren. Sie wurden dessen auch in der Regel bald inne und traten dann zur Seite. Aber die Emphase, mit der sie den Nationalsozialismus begrüßt hatten, die Reden, die zum Beispiel von solchen Männern bei den berühmten Bücherverbrennungen am 10. Mai 1933 gehalten worden sind, bleiben Zeugnisse einer verhängnisvollen politischen Blindheit und einer Emotionalität, die gerade dem Gelehrten besonders schlecht zu Gesichte steht. Immerhin sollte man nicht vergessen, daß diese blinde Emotionalität damals in Deutschland sehr weit verbreitet war; viele Tausende,

auch unter den Gebildeten außerhalb der Universitäten, fühlten und glaubten nicht anders — von den Studenten ganz zu schweigen, unter denen es damals, in den ersten Monaten des Hitlerregimes, wohl nur eine kleine Minderheit gab, die gleichgültig blieb oder gar kritisch abseits stand.

Andere Professoren und namentlich viele, die damals zum akademischen Nachwuchs gehörten, dachten weniger emotional. Sie erkannten mehr oder weniger deutlich das Bedrohliche, den Ungeist des Nationalsozialismus. Die sahen darin die Kennzeichen einer Revolution, die unvermeidlichen Begleiterscheinungen einer elementaren Volksbewegung. Sie glaubten sich berufen, die neue Ordnung mitzubauen, indem sie jetzt die geistige Grundlage eines autoritären Staatswesens entwickelten. Ich kenne diese Einstellung aus mancherlei Gesprächen, die ich damals mit jungen Kollegen meiner Fakultät, auch gelegentlich mit Studenten geführt habe. Ich war sehr skeptisch gegen solche Perspektiven, aber ich bedauerte manchmal meinen Unglauben und fragte mich, ob ich denn am Ende in meinen jungen Jahren schon in veralteten liberalistischen Anschauungen erstarrt sei. Ich erwähne dies hier, um deutlich zu machen, daß die Neigung mancher meiner damaligen Kollegen und insbesondere der jungen Dozenten und Habilitanden zum Anschluß an den Nationalsozialismus nicht einfach als Opportunismus abgetan werden darf, daß vielmehr oft (und ich meine sogar: in der Mehrheit der Fälle) ein echter Idealismus im Spiel war, der sich freilich an eine schlechte Sache verschenkte.



Es gab natürlich auch reinen Opportunismus. Es gab Leute, denen Paris eine Messe wert war, die, um ihre politische Vergangenheit vergessen zu machen, um ihre Karriere zu sichern oder (wenn sie das nicht nötig hatten) um sich gehörig in Geltung zu bringen, bereit

waren, ein *sacrificium intellectus* zu erbringen. An solchen Menschen wird es ja niemals fehlen. Ich glaube aber sagen zu können, daß dieser gesinnungslose Opportunismus an den damaligen Universitäten keineswegs vorherrschte.

## Die Gegner

Ich komme zu denen, die dem Nationalsozialismus gegenüber von Anfang an reserviert und kritisch oder gar entschieden ablehnend gegenüberstanden. Sie bildeten in Göttingen — an der Universität, an der ich die ersten Jahre des Hitlerregimes miterlebt habe — die Mehrheit, und ich weiß, daß es in dieser Hinsicht an anderen Hochschulen nicht wesentlich anders aussah. Vor allem die älteren Professoren gehörten mit nicht sehr zahlreichen Ausnahmen zu dieser Gruppe. Auch bei der Mehrzahl der konservativ und national Gesinnten unter ihnen riefen das Programm und die terroristischen Methoden der Nationalsozialisten entschiedene Ablehnung und schwere Besorgnis für die Zukunft hervor. Um das zu veranschaulichen, erwähne ich noch einmal jenen Professor des Staatsrechts, der sich vor 1933 in seiner Vorlesung über die neuen Reichsfarben zu mokieren pflegte; nun konnte man ihm nicht begegnen, ohne von ihm zu hören, daß alles, was sich jetzt abspielte, heller Wahnsinn sei. Auch unter den Jüngeren, unter meinen Altersgenossen, gab es wohl nicht wenige, die ebenso dachten. Sie waren freilich in einer schwierigen Lage.

Die Älteren, die Sechzigjährigen, aus denen meine Fakultät (und z. B. auch der ganz überwiegende Teil der Philosophischen Fakultät in Göttingen) bestand, ließ man im allgemeinen in Frieden. Mein Kollege für Zivilrecht und Zivilprozeß zum Beispiel trug, wie ich von einem seiner damaligen Hörer weiß, in aller Harmlosigkeit noch wie vor dem Beginn des Hitlerregimes sein Loblied auf den Liberalismus und speziell auf das liberale Vollstreckungsrecht vor. Man nahm dies unter den Studenten nicht sehr ernst; er war beliebt wegen der bescheidenen Anforderungen, die er in Übungen und Prüfungen stellte, und man wußte, daß er nur noch eine kurze Frist im Amt bleiben werde. Gegen andere, und vor

allem gegen die Jüngeren, die der Ablehnung des Nationalsozialismus verdächtig waren, wurde Material gesammelt. In den Vorlesungen und nicht selten auch in den Instituten saßen Spitzel, Studenten oder Assistenten, die vom NS-Studentenbund auf Grund ausdrücklicher Anweisungen aus Berlin beauftragt waren, den betreffenden Professor zu beobachten. Auch das Privatleben wurde kontrolliert, was natürlich in einer kleinen Universitätsstadt leichter war als in Berlin oder Frankfurt. Man wußte zum Beispiel von mir, wie ich später bei verschiedenen Gelegenheiten erfahren habe, daß ich viel Umgang mit jüdischen Kollegen hatte, man hielt fälschlicherweise meine Frau für eine Jüdin, und man führte den Umstand, daß ich sehr früh Professor geworden war, auf meine jüdischen Beziehungen und meine politische Vergangenheit als Anhänger der Weimarer Republik zurück (eine Vergangenheit, die — leider — nur in den Köpfen dieser Leute existierte). Aus meinen Vorlesungen wußte man die Ungeheuerlichkeit zu berichten, ich sei für die Geschwisterehe eingetreten — ich habe wohl gelegentlich einmal darauf hingewiesen, daß die Anschauungen, die dem Ehehindernis der Verwandtschaft zugrunde liegen, nicht zu allen Zeiten und in allen Kulturen in gleicher Weise gegolten haben. Wie ich bei meinem Weggang von Göttingen durch den Kurator erfuhr, war meine Position zeitweise sehr gefährdet. Einer meiner Fakultätskollegen, der Völkerrechtler, fiel einer solchen Aktion zum Opfer, er wurde in den Ruhestand versetzt. In manchen Fällen sind die Bestrebungen, durch solche Verdächtigungen oder durch planmäßige Störungen der Vorlesungen Professoren abzuschließen, verhindert worden. Dekane, Rektoren, auch Dozentenbundsführer haben sich nicht selten energisch für ihre Kollegen eingesetzt. Man erfuhr davon in der Regel nur gerüchtweise. Ob in meinem Fall eine solche Intervention stattgefunden hat, weiß ich nicht.



## Auswandern oder bleiben?

Ich habe mir im Laufe des Jahres 1933 wiederholt überlegt, ob ich nicht auswandern sollte — nicht im Zusammenhang mit der Gefahr, mein Amt zu verlieren, von der ich damals nichts wußte, sondern weil ich an der Möglichkeit einer befriedigenden Existenz in der geistigen Unfreiheit zweifelte, die über die deutschen Universitäten hereingebrochen war. Auch andere werden diesen Gedanken erwogen haben. Aber nur sehr wenige haben ihn ausgeführt. Unter den Juristen, die damals an deutschen Universitäten Lehrstühle innehatten, kenne ich nur drei, die, wenn ich recht unterrichtet bin, mehr oder weniger aus freiem Entschluß ins Ausland gegangen sind: zwei — der eine Schweizer von Geburt, beide früher Lehrer an Schweizer Hochschulen — gingen in die Schweiz; einer, Österreicher und zuvor schon einmal Professor in Wien, kehrte nach Wien zurück, wo er freilich dann doch wieder vom Nationalsozialismus ereilt wurde. Es handelt sich also mehr oder weniger um Sonderfälle, um Fälle einer Rückkehr ins Ausland. Die anderen blieben aus, wie mir scheint, sehr verständlichen Gründen. Man mußte sich ja, von allen persönlichen Bindungen an die Heimat abgesehen, die Frage stellen, ob man den Kollegen, die Deutschland verlassen *mußten*, die Existenzmöglichkeiten im Ausland streitig machen dürfe. Dazu kam die Überlegung, daß man nicht freiwillig seinen Platz räumen dürfe

und daß man jetzt erst recht die Aufgabe habe, nüchternes und kritisches Denken zu lehren. Hinzu kam auch die Hoffnung, daß über kurz oder lang ein Wandel eintreten werde; gerade wer den Nationalsozialismus ablehnte, konnte sich kaum vorstellen, daß dieses Regime des Ungeistes und des Unrechts von sehr langer Dauer sein werde.

Wer blieb, konnte irgendwelche Konzessionen nicht vermeiden. An manchen Universitäten wurden die jüngeren Professoren zum Eintritt in die SA genötigt, der dann später regelmäßig die Aufnahme in die Partei zur Folge hatte. Mich hat niemand dazu aufgefordert — vielleicht darum nicht, weil man mich nicht im Amt lassen wollte. Aber dem NS-Juristenbund mußte ich schließlich beitreten; ich habe seinen Versammlungen nur wenige Male beigewohnt. Was ich dabei hörte, war übrigens ziemlich harmlos und meist sehr langweilig. Nach meiner Übersiedlung nach Bonn 1936 hatte ich überhaupt keine Fühlung mehr mit dieser Vereinigung. Ich weiß gar nicht, ob dort damals noch regelmäßig Versammlungen stattfanden. In Göttingen habe ich eine Weile einen kleinen Beitrag als sogenanntes förderndes Mitglied der SS bezahlt, wofür an der Haustür von Studenten geworben wurde; man erhielt dafür eine Anstecknadel, die ich nie getragen habe. In Bonn erschien niemand mehr, um den Beitrag zu erheben.

## Unterschiedliche Situation in den Fachgebieten

In der Lehrtätigkeit und der wissenschaftlichen Produktion war die Lage der Professoren, je nach ihrem Fach, sehr verschieden. Der Chirurg, der Botaniker, der Sprachwissenschaftler, der Altphilologe zum Beispiel konnte sich in seinem Fach frei bewegen. Niemand konnte von ihm ein Eingehen auf politische Fragen verlangen (was freilich nicht ausschließt, daß manche es trotzdem für nötig hielten). Dasselbe galt wohl auch für den Physiker, denn was damals von zwei deutschen Nobelpreisträgern über „deutsche Physik“ und über „rassebedingte Naturwissenschaft“ geschrieben worden ist, war, wenn ich recht sehe, nur ein blindwütiger Ausbruch des Antisemitismus ohne sachliche Substanz und wurde von niemanden in wissenschaftlichem Sinn ernst genommen. Andere Fächer, wie insbesondere

die Anthropologie, waren dagegen durch nationalsozialistische Dogmen blockiert. Wer von diesen Dogmen als Lehrer und Autor abwich, wurde, wie Kollege Saller, der Anthropologe unserer Universität, der damals Privatdozent in Göttingen war, aus seinem Lehramt ausgestoßen und durch ein Verbot seiner Schriften mundtot gemacht. Auch für die Historiker, namentlich für die Vertreter der neueren Geschichte, war die Lage nicht ganz einfach: Eine objektive Behandlung zum mindesten der jüngsten Geschichte, die in Lehre und Forschung einzubeziehen freilich schon vorher nicht üblich war und nicht als ganz seriös galt, war ohne Konflikt mit der Partei nicht möglich. Es gab auch sonst neuralgische Punkte, wie die Beurteilung der Italien-Politik der mittelalterlichen Kaiser oder der Bauern-



krieg; aber hier hatte man es nicht so sehr mit Glaubenssätzen des Nationalsozialismus als mit den Ansichten nationalsozialistischer Autoren zu tun, gegen die zu polemisieren gefährlich, aber immerhin nicht unmöglich war. Einer meiner Göttinger Freunde, der den Beginn des Hitlerregimes aus wirklicher Überzeugung begrüßt hatte, geriet in schwere Konflikte, als er sich gegen die besonders in Niedersachsen sehr populäre Darstellung Karls des Großen als „Sachsenschlächter“ wandte. Im übrigen bot der weite Raum der Geschichte natürlich viele stille Bezirke, in denen sich der Historiker unangefochten sachlich betätigen konnte.

Um schließlich auf meine eigene Wissenschaft, die Jurisprudenz, zu kommen, so scheint es mir nötig, darauf hinzuweisen, daß an den Universitäten das geltende Recht gelehrt wird. Wer in der Hitlerzeit als Jurist an einer deutschen Universität wirkte, mußte also diejenigen Normen vortragen und erläutern, die damals in Deutschland angewendet wurden. Wer zum Beispiel Familienrecht las, konnte die Nürnberger Gesetze nicht übergehen. Am

leichtesten hatte es der Rechtshistoriker, zumal, wenn er wie ich das vom Parteiprogramm verfemte römische Recht vertrat, das in der nationalsozialistischen Studienordnung nur unter der leicht verschleiernenden Bezeichnung „Antike Rechtsgeschichte“ geduldet wurde. Aber auch ich mußte einige Male Familienrecht lesen, als während des Krieges die Zahl der verfügbaren Dozenten in meiner Fakultät zusammengeschmolzen war. Auch ich habe also meine Studenten über die antisemitische Gesetzgebung des Nationalsozialismus unterrichtet. Eine offene Kritik dieser Gesetze hätte das Ende meiner Lehrtätigkeit bedeutet. Man konnte sich nur einer kühlen Sachlichkeit befleißigen. Auch sie wurde übrigens von den Studenten bereits als Kritik verstanden und (in den letzten Jahren des Hitlerregimes) von den meisten begrüßt. In der schwierigsten Lage war der Lehrer des öffentlichen Rechts: Er hatte ja nichts anderes zu tun als Struktur und Praxis des Regimes darzustellen — für den, der an die Rechtllichkeit dieses Regimes nicht glaubte, wahrlich eine schwere Gewissensbelastung.

## Konflikte

Was für die Vorlesung gilt, gilt natürlich auch für das Lehrbuch. Man wird darum, abgesehen vielleicht von Werken über Schuldrecht, Handelsrecht, Zivilprozeß und andere unpolitische und von der spezifisch nationalsozialistischen Gesetzgebung mehr oder weniger unberührte Gebiete, kein Lehrbuch aus jenen Jahren finden, in dem nicht nationalsozialistische Gedanken enthalten sind. Natürlich wurde niemand gezwungen, ein Lehrbuch zu schreiben. Aber wer sich dazu entschloß, konnte es nicht vermeiden, Sätze zu schreiben, die er damals vielleicht mit Widerwillen schrieb und heute lieber nicht geschrieben hätte. Ich möchte nicht mißverstanden werden: Ich kann und will nicht meine Kollegen oder auch nur einzelne von ihnen gegen Vorwürfe verteidigen, die auf Grund ihrer damaligen Publikationen gegen sie erhoben worden sind. Jeder von uns muß für das eintreten, was er gelehrt, geschrieben und getan hat. Ich bin dazu auch gar nicht in der Lage, weil ich in den wenigsten Fällen genug über die Umstände und über den Inhalt solcher Schriften weiß. Meine Absicht ist nur, gewisse Tatsachen festzustellen, die wohl nur für den-

jenigen selbstverständlich sind, der unter einem solchen Regime gelebt und gearbeitet hat.

Wer unter Hitler nicht bereits einen Lehrstuhl innehatte, sondern erst Dozent und Professor werden wollte, konnte sich dem SA-Dienst, der sogenannten weltanschaulichen Schulung in Dozentenlagern und im allgemeinen auch dem Eintritt in die Partei nicht entziehen. Ich kenne nur sehr wenige Fälle, in denen es jungen Gelehrten gelungen ist, sich der Partei fernzuhalten: Ein Weg dazu bot sich nach der Wiedereinführung der Wehrpflicht über die freiwillige Teilnahme an militärischen Lehrgängen und die Ernennung zum Reserveoffizier. Das galt immerhin als ein Beweis „nationaler Gesinnung“, und man konnte sich in den ersten Jahren des Regimes darauf berufen, daß Soldaten nicht in die Partei eintreten dürften. Der Hochschulnachwuchs wurde übrigens nach einigen Jahren des Regimes, zum mindesten im Bereich der Geisteswissenschaften, spärlich. Auch die Frequenz der Universitäten sank erheblich, als die Offizierslaufbahn als Berufschance neben das Studium trat. Manche Abiturienten mögen sie gewählt haben, um dem



politischen Druck, der auf die Studenten ausgeübt wurde, zu entgehen. Es geschah so gut wie nichts für den Ausbau der Universitäten. Die wenigen Neubauten, die während des Dritten Reiches in Benutzung genommen wurden, waren, wenn ich recht unterrichtet bin, in ihrer Mehrzahl schon vor 1933 geplant und begonnen worden. Neue Lehrstühle wurden im allgemeinen nur errichtet, um Parteileute zu versorgen; in vielen Fällen geschah dies ohne Rücksicht auf das Votum der Fakultäten.

Staat und Partei hatten an den Universitäten nur geringes Interesse. Sie galten als Stätten der Reaktion. Immer wieder sprach man davon — und manche Kollegen taten es mit Besorgnis —, daß der Führernachwuchs in Partei und Staat künftig nicht mehr auf den Universitäten, sondern auf den Ordensburgen ausgebildet werden solle, die man in den letzten Jahren vor dem Beginn des Zweiten Weltkrieges zu gründen begann. Es ist eine Tatsache, auf die einmal hingewiesen werden muß, daß die Universitäten, denen heute mit einigem Recht vorgeworfen wird, daß sie sich dem Nationalsozialismus unterworfen hätten, doch niemals das Vertrauen der Nationalsozialisten besessen haben. Natürlich hängt das mit dem Ungeist des Regimes zusammen, dem das wissenschaftliche Denken an und für sich schon gefährlich erscheinen mußte, weil es zur Kritik erzog, zur Kritik auch an den Glaubenssätzen, die man dem deutschen Volk einhämmern wollte — selbst, wenn diese Glaubenssätze in den Vorlesungen nicht ausdrücklich angegriffen und von einigen Dozenten mehr oder weniger lautstark verkündet wurden.

Auch die Professoren, die sich zum Nationalsozialismus bekannten, gewannen keinen wirklichen Einfluß. Die Hoffnung, die viele von ihnen anfangs gelehrt hatte, sie könnten

durch theoretische Fundierung der neuen Staats- und Gesellschaftsordnung zur Bändigung des Ungeistes beitragen, erwies sich als eine Utopie. Manche haben dies bald, einige wohl erst sehr spät eingesehen. Manche gerieten in Konflikt mit der Partei. Ich möchte zwei Beispiele, die mir bekannt sind, ausdrücklich nennen: Es sind sicher nicht die einzigen Fälle dieser Art. Jens Jessen, 1933 Privatdozent der Nationalökonomie in Göttingen, schon vor der Machtergreifung Hitlers Parteimitglied, wurde als Kieler Professor wegen seiner wirtschaftspolitischen Anschauung alsbald angefeindet und schließlich aus Kiel verdrängt; er ist als Teilnehmer der Verschwörung vom 20. Juli hingerichtet worden. Der Staatsrechtslehrer Ernst Forsthoff, zu Beginn des Dritten Reichs Vorkämpfer eines neuen autoritären Staatsrechts, erstattete Ende der dreißiger oder anfangs der vierziger Jahre ein Rechtsgutachten gegen die von den Nationalsozialisten beabsichtigte Umwandlung des Magdeburger Doms in eine Parteigedenkstätte. Seine Vorlesungen in Wien, wohin er gerade berufen worden war, wurden auf Anordnung des Gauleiters Baldur v. Schirach durch Studentendemonstrationen gestört und mußten abgebrochen werden. Es gelang, ihn nach einiger Zeit durch eine Berufung nach Heidelberg aus dieser Lage zu befreien. Ich erwähne auch diesen Fall mit Namensnennung, weil die nationalsozialistische Vergangenheit Forsthoffs kürzlich in der Presse erörtert worden ist, als die Wiener Juristische Fakultät ihm die Ehrendoktorwürde verleihen wollte. Forsthoff hat, ohne sich zu verteidigen, auf diese Ehrung verzichtet. Unter solchen Umständen erscheint es mir angebracht zu sagen, daß er unter dem Hitlerregime durch sein Eintreten für das Recht in Gefahr gekommen ist, sein Lehramt zu verlieren.

## Besserung des Klimas

Es bedurfte im übrigen nicht einmal einer vorbedachten, gegen irgendwelche nationalsozialistische Ideologien oder Ziele gerichteten Handlung, um solche Gefahren heraufzubeschwören. Ein unüberlegtes Wort in der Vorlesung oder selbst in einer privaten Unterhaltung, ein Brief, der in die falschen Hände geriet, eine Äußerung oder Handlung des Sohnes oder der Ehefrau konnte dieselben oder noch schlimmere Folgen haben. Bespitze-

lung gab es während der ganzen Hitlerzeit. Es gab den sogenannten SD (Sicherheitsdienst), der überall seine Beauftragten hatte, auch unter Studenten und Dozenten. Mitunter mögen allerdings auch SD-Leute zugunsten des Bespitzelten gearbeitet haben, in Anwendungen von Anständigkeit oder weil sie überhaupt gezwungen und nur zum Schein mitmachten. Die damals vielgerühmte Volksgemeinschaft war ein Dschungel, in dem man überall unver-



mutet auf giftiges Gewürm stoßen, in dem aber auch das, was zunächst bedrohlich erschien, sich als harmlos herausstellen konnte. Ein Beispiel dafür aus den Erinnerungen des Althilologen Karl Reinhardt an das Dritte Reich: Ein neuberufener Professor erschien in seinem Institut in SS-Uniform. Als er die verschlossenen Gesichter seiner Mitarbeiter sah, sagte er, sein Kostüm sei nur eine Verkleidung. Er wurde alsbald denunziert.

Man wird sagen können, daß sich trotz der eben geschilderten Zustände das Klima in den Universitäten schon in den letzten Jahren vor dem Krieg zu bessern begann. Unter den Studenten wuchs die Kritik. Sie wurden mehr und mehr der nationalsozialistischen Phrasen müde und empfänglich für nüchterne Sachlichkeit. Ich erinnere mich eines Rechtsreferendars und Assistenten — er war Parteigenosse —, der zu seinem Professor sagte: Herr Professor, Sie müssen uns im Seminar etwas anderes bieten; was Sie bisher gebracht haben, kennen wir alles schon aus den Schulungskursen der SA — eine vernichtende Kritik. Der, den sie traf, ist übrigens nach 1945 nicht wieder in sein Amt zurückgekehrt. Was irgendwie als Kritik

am Regime aufgefaßt werden konnte, erregte bei den Studenten lebhaftes Interesse. Ich erinnere mich, daß die Darstellung der Entwicklung des römischen Senats in der Kaiserzeit, die Beschreibung der Akklamationen, die schließlich an die Stelle der echten Senatsdebatten und -beschlüsse traten, mit stürmischer Heiterkeit und demonstrativem Beifall aufgenommen wurde.

Nüchterne und sachliche Wissenschaft — wenn auch ohne offene Polemik gegen die nationalsozialistische Ideologie und Praxis — war in der Hauptsache das, was an der Universität gelehrt wurde, auch von der großen Mehrzahl derer, die sich 1933 dem Nationalsozialismus angeschlossen und in der Folgezeit literarisch exponiert hatten. Die unentwegten und fanatischen Nationalsozialisten und diejenigen, deren Charakter umstritten war, kannte man; man suchte sie bei Berufungen — meist mit Erfolg — zu umgehen. Ihre Zahl war, meinen Eindrücken nach, nicht sehr groß. Im ganzen dürfte das Urteil der Parteistellen, daß die Universitäten (im Sinn des Nationalsozialismus) „reaktionär“ seien, zum mindesten für die Zeit von 1936 oder 1937 an zutreffen.

## Konzessionen

Was ich auf Grund eigenen Erlebens nach bestem Vermögen darzustellen versuchte, ist gewiß kein besonders rühmliches Kapitel in der Geschichte des deutschen Geistes. Die deutsche Universität war braun — so braun wie alle Institutionen des öffentlichen Lebens, wie die Presse, die Schule, die Verwaltung, die Justiz. Aber hier wie dort wirkten viele, die den Nationalsozialismus mehr oder weniger entschieden ablehnten. In diese Gruppe gehörte in der Universität die Mehrzahl vor allem der älteren Professoren. Sie waren in einem Staat, in dem es kein Recht zur freien Meinungsäußerung und überhaupt keine Grundrechte gab, gezwungen, ihre Überzeugung in der Öffentlichkeit zu verschweigen und manches mitzumachen, was dieser Überzeugung widersprach. Wir alle, die wir damals an deutschen Hochschulen lehrten, haben den Eid auf Hitler abgelegt; wir alle haben den offiziell eingeführten „deutschen Gruß“ erwiesen. Es war in den meisten, aber keineswegs in allen Fachbereichen möglich, Lehre und Forschung ohne Konzessionen an nationalsozialistische Dogmen weiterzuführen. Manche hielten allerdings auch hierbei eine Tarnung

für notwendig und meinten, zum Beispiel wenigstens in dem Vorwort eines sonst durchaus sachlichen und soliden Buches ein paar nationalsozialistische Phrasen anbringen zu müssen. Manche gingen noch weiter. An Opportunisten hat es nicht gefehlt. Die meisten aber unter denen, die sich 1933 mehr oder weniger entschieden auf die nationalsozialistische Ideologie einließen, handelten aus einem idealistischen Impuls heraus. Hierzu zwei Sätze aus einer Äußerung des Germanisten Gerhard Fricke, die im 3. Heft der Publikation *Braune Universität* wiedergegeben ist:

„Nachdem ich das Ende der 20er und den Anfang der 30er Jahre sehr intensiv durchlebt hatte: den Zerfall der Weimarer Demokratie, den Haß der Parteien, die Verschärfung der Klassengegensätze, das Erliegen der Wirtschaft, die 6 Millionen Arbeitslosen, die Lähmung jeder Zukunftshoffnung; nachdem ich dann, am Beginn meines Wirkens stehend, erlebte, wie in der studentischen Jugend ebenso wie in breiten Schichten des Volkes keineswegs nur brutaler Macht- und Unterdrück-



kungsinstinkt, sondern auch ein späterhin furchtbar betrogener und manchmal sich betrübender Glaube an einen möglichen Neubeginn, eine Zukunft, an Gemeinsamkeit und Dienst am Ganzen erstarkte, handelte es sich für mich nicht einfach um eine Frage opportunistischen Mitlaufens, sondern darum, ob die abschreckenden Momente zur sich ausschlie-

ßenden Resistenz oder die positiven Impulse zum tätigen Mitwirken aufforderten. Herkunft und Erziehung — ich entstamme dem östlichen Grenzland und war in der selbstverständlichen Bejahung dessen aufgewachsen, was man vor dem ersten Weltkrieg ‚nationale Gesinnung‘ nannte — führten den Entschluß herbei, teilzunehmen.“

## Maßstäbe für die Beurteilung

Was Fricke mit diesen Worten sagt, gilt für die meisten unter den jungen Dozenten, die sich damals dem Nationalsozialismus zuwandten. Viele von ihnen waren hochbegabt; ihre späteren Werke haben dies bestätigt. Was sie damals schrieben, um den Nationalsozialismus wissenschaftlich zu unterbauen, auch wohl, um ihn zu zähmen, läßt sich ebensowenig verteidigen wie vieles andere, was damals gesagt, geschrieben und getan wurde. Es mag als warnendes Beispiel dafür dienen, was geschieht, wenn der Geist, und sei es selbst in guter Absicht, mit dem Ungeist paktiert. Es mag uns Späteren zeigen, in welchem Maße politischer Überschwang und zumal nationalistische Emotion die Kritik und die Selbstkritik eines Gelehrten trüben kann. Zwei Umstände aber müssen immerhin bei der Beurteilung solcher Publikationen berücksichtigt werden: Was einmal veröffentlicht war, ließ sich während des Dritten Reichs ohne schwere Gefährdung des Autors weder widerrufen noch — etwa gelegentlich einer Neuauflage — wieder aus dem Verkehr ziehen. Dies ist das eine. Das andere ist folgendes: Wer gegen nationalsozialistische Ideologien und Praktiken polemisieren wollte, konnte dies nur mehr oder weniger versteckt tun und indem er sich selbst als Nationalsozialisten, ja als den besseren

Nationalsozialisten präsentierte. Ein offener Angriff hätte, von allen anderen Folgen abgesehen, die Öffentlichkeit nicht erreicht: er wäre gar nicht gedruckt worden. Für den heutigen Leser ist die versteckte polemische Tendenz mancher dieser Publikationen nicht oder nur schwer zu erkennen.

Aktiver Widerstand im Sinne revolutionärer Betätigung ist auch von Professoren geleistet worden. Ich habe als Beispiel den Nationalökonomens Jens Jessen genannt. Auf Kurt Huber, das geistige Haupt der *Weißten Rose*, brauche ich nicht erst hinzuweisen. Auch andere Lehrer an deutschen Universitäten haben Widerstandskreisen angehört. Zu ihnen zählte zum Beispiel der Freiburger Nationalökonom Constantin v. Dietze, den nur ein gütiges Geschick vor der Rache des Regimes bewahrt hat. Freilich waren es nicht eben viele, die in dieser Weise ihr Leben einsetzten. Man mag dies daraus erklären (nicht entschuldigen), daß Gelehrte im allgemeinen keine Männer der Tat und insbesondere keine Revolutionäre sind. Um so mehr verdienen aber die wenigen, die sich dennoch zum Handeln entschlossen und ihr Leben wagten, unsere Bewunderung und unsere Dankbarkeit.



# Auswanderung und Rückkehr

## Gedanken zur nationalsozialistischen Universität

Dieser Beitrag wird sich weder als wissenschaftliche Arbeit noch als autobiographischer Essay bezeichnen lassen. Zur wissenschaftlichen Arbeit gehört einerseits eine Objektivität, ein Ausschalten des eigenen Erlebens, was schon vom Thema her nicht möglich ist, andererseits vorhandenes Material, dessen Quantität und Beschaffenheit eine systematische Analyse erlauben. Solch eine Sammlung von Material ist, was die durch den Nationalsozialismus verursachte Auswanderung von akademischen Lehrern und Forschern sowie die Rückkehr einer Anzahl dieser Auswanderer in die Bundesrepublik betrifft, noch nicht in genügendem Maße vorhanden. Der autobiographische Essay verlangt eine gewisse Kontinuität im Ich des Erzählers, die aber gerade so tief einschneidende Ereignisse und Entscheidungen wie Auswanderung und Rückkehr in Frage stellen müssen. Es kommt hinzu, daß ich als Student flüchten mußte und als Professor zurückkehrte und daß das Deutschland, das ich verließ, dem Nationalsozialismus verfallen war, während das Land, das ich wieder fand, eben dabei war, demokratische Lebens- und Regierungsformen zu erproben. Vor allem aber war es das Gedächtnis, das sich während der Jahre 1933—1945 der Fülle des Schrecklichen erwehrt: Nur durch seine, ich nehme an, vom Selbsterhaltungstrieb gesteu-

erte Dämpfung wurde es für die unmittelbar Betroffenen möglich, jene Zeiten seelisch und körperlich zu überstehen, was wiederum jene Diskontinuität des Ich förderte, die, subjektiv gesehen, aus *einem* Leben eine Anzahl von relativ autonomen Lebensphasen machte.

Mein Thema *Auswanderung und Rückkehr* — *Gedanken zur nationalsozialistischen Universität* wird also in zwei, durch Inhalt und Form wesentlich voneinander verschiedenen Teilen behandelt werden müssen. Ein erster Teil wird sich mit den grundlegenden Elementen beschäftigen, die, einmal in Erscheinung getreten, den erwähnten Umständen zum Trotz, mein Leben und mein Denken mit einer gewissen Konsistenz bestimmten. Sie werden manche Urteile und Überzeugungen erklären, die ich im zweiten Teil, in der Behandlung der Universität und ihres Versagens, aber auch ihrer Zukunftschancen, behandeln werde.

Ich glaube, in meinem Leben von vier bestimmenden Einflüssen sprechen zu können: die jüdische Abstammung, die benediktinische Erziehung, das amerikanische Erlebnis und — das mag überraschend klingen — die wissenschaftliche Beschäftigung und menschliche Verbundenheit mit der Welt der süditalienischen Bauern.

## Jüdische Abstammung und benediktinische Erziehung

Ich meine mich genau erinnern zu können, daß meine jüdische Abstammung keinerlei Probleme vor der Machtergreifung durch den Nationalsozialismus hervorgerufen hatte. In meiner Geburtsstadt Augsburg besaß jede der drei großen Religionsgemeinschaften über die eigenen Formen des Gottesdienstes hinaus auch ein eigenes gesellschaftliches Leben. Dies bedeutete jedoch kein Sich-Verschließen vor dem anderen, sondern einen gewissen Re-

spekt, der besonders bei feierlichen Anlässen klar zum Ausdruck kam. So erschienen Rektor und Konrektor des humanistischen Gymnasiums St. Stephan regelmäßig zu den hohen Feiertagen in der Augsburger Synagoge und nahmen dort ihre Ehrenplätze ein. Ich denke auch an meine Großmutter väterlicherseits, die Jahr für Jahr in der Sylvesternacht beim Einläuten des neuen Jahres ans Fenster ihrer Wohnung am damaligen Annaplatz trat und



ihr Glas erhob. Ihr Gegenüber waren zwei ältere, evangelische Damen, die diese gut-nachbarliche Geste im gleichen Sinne erwiderten.

Meine Verbundenheit mit der benediktinischen Tradition war seit dem Beginn meiner Studienzeit bei St. Stephan eng und herzlich und, wie mir scheint, von einer persönlichen Affinität bedingt. Wenn ich heute versuche, mir diese Verbundenheit und die Verehrung für meine Lehrer und die Tradition, in der sie standen, zu erklären, so denke ich vor allem an die Selbstverständlichkeit ihrer Achtung für andere Menschen. Nicht ein einziges Mal in neun Jahren machten sie den Versuch, mich zu bekehren; ja, wenn ich mich damals noch wenig für jüdische Dinge interessierte, so war es gerade die natürliche Verehrung so mancher meiner Lehrer für die Tradition des Alten Testaments und des geschichtlichen

Judentums, die mich zum Bewußtsein des eigenen riefen. Später, als ich über die Natur menschlicher Kulturen nachzudenken begann, sah ich in der Benediktinischen Gemeinschaft eine Verbindung von bäuerlicher und handwerklicher Lebensnähe mit einer Weltoffenheit, die einfache Güte und gelassene Gelehrsamkeit einschloß und mir als Prototyp jeder gesunden Gemeinschaft oder Gesellschaft erschien. Daß mich gleichzeitig manches in der katholischen Kirche stark anzog — der Reichtum an Symbolen, die vermittelnde Funktion der Sakramente, die einfache Frömmigkeit —, stand auf einer anderen Seite. Die Benediktiner bleiben für mich immer die Juden in der Kirche, wie ich mich umgekehrt gern als jüdischen Benediktiner betrachte. So erschien es mir kaum verwunderlich, daß die Mönche von St. Stephan im Dritten Reich aus ihrem Kloster vertrieben wurden.

## Bindung an Amerika

Meine Bindung an Amerika läßt sich nicht leicht in wenigen Worten erklären. Sie beruht nicht nur auf dem Umstand, daß dieses große Land mich in schwerer Stunde bereitwillig aufnahm und mir eine Chance gab, ein neues Leben zu beginnen. Die vielbesprochene amerikanische Demokratie mag nach außen hin als hypokritische Verdeckung der sozialen Wirklichkeit, als Vorwand eines naiven Missionierungsglaubens, als eine Ideologie unter anderen Ideologien erscheinen. Von innen her gesehen bedeutet sie vielmehr eine Manifestation der Offenheit und Generosität anderen Menschen gegenüber, aber auch einer permanenten, von religiösen und sozialen Motiven getragenen Selbstkritik, die als Lebenshaltung des einzelnen und als in die Struktur der Gesellschaft und ihrer Institutionen eingebauter Mechanismus in Erscheinung tritt. Ihrem Ideal kommt die amerikanische Demokratie am nächsten, wenn sie sich um rationale Lösungen schwebender Probleme durch die Zusammenarbeit von Menschen bemüht, die sowohl von klar verstandenem Eigeninteresse als auch von einer weitgehenden Achtung der Rechte anderer geleitet werden.

Es hat mich oft gewundert, warum gerade in den wesentlichen, den Kern der Gesellschaftsordnung und die Natur der Verhaltensweisen betreffenden Dingen so viele Mißverständ-

nisse zwischen Amerikanern und Europäern bestehen. Der Europäer neigt dazu, Amerika als einen allzu schnell und allzu selbständig gewachsenen Ableger Europas zu interpretieren, obschon es richtiger wäre, Amerika als eine eigene Kultur anzusehen, die bedeutenden europäischen Ideen zum erstenmal zur Verwirklichung verhalf — auf einem Boden und in einem sozialen Klima, die jene Ideen weitgehend umformten. Nur zwei der üblichen Mißverständnisse möchte ich erwähnen: einmal die Vorstellung, daß der amerikanische Pluralismus lediglich eine quantitative Erweiterung dessen darstellt, was in Europa Pluralismus heißt, eine Art Relativierung der Werte, ja, Gleichgültigkeit gegenüber gewissen Werten. In Wirklichkeit ist der amerikanische Pluralismus keineswegs der Ausdruck der schwindenden Gültigkeit historisch etablierter Werte, sondern eine Folge des Glaubens an dauernde, von geschichtlichen Entwicklungen unabhängige Werte, die einen ganzheitlichen, unantastbaren Rahmen darstellen. Innerhalb dieses Rahmens liegt der Spielraum für eine Vielfalt von Interessen, Interpretationen und Ausdrucksmöglichkeiten von Gruppen und Individuen. Ein zweites Mißverständnis erzeugen die Ressentiments, die hin und wieder gegen den in Europa Geborenen und anscheinend aus Snobismus oder Hochmut als Amerikaner auftretenden Rück-



wanderer zutage treten. So bestrafte mich 1950, bei meinem ersten Wiedersehen mit Europa, der Archäologe und Stephaner Ludwig Curtius für ein paar von mir verbrochene Ungeschicklichkeiten im Gebrauch der deutschen Sprache, die er offensichtlich als gewollte Kundgebung meines Amerikanertums betrachtete, dadurch, daß er bei einer österlichen Lesung des *Faust*, die er im Freundeskreis abhielt, an alle Anwesenden Rollen verteilte, mich aber zu einem ausschließlichen und peinlichen Zuhörertum verurteilte.

Wie dem auch sei, die Auswanderung von Europäern nach Amerika und die Sehnsucht vieler Amerikaner nach Europa entstehen aus sehr verschiedenen Situationen. Dazu kommt, daß es den meisten europäischen Einwanderern leicht fällt, Amerikaner zu werden, während in nur wenigen Fällen geborene Ameri-

kaner Europäer werden. Freilich gibt es viele amerikanische Schriftsteller, die dem mitunter kunstfernen puritanischen Leben entflohen sind, um in dem vielschichtigeren Europa lange Jahre ihres Lebens zu verbringen. Und doch vermochten diese, oft romantisch bewegten Europareisenden nur als Amerikaner auf dem alten Kontinent zu leben. Dies mag darauf beruhen, daß Europa, trotz aller Reize und Anregungen, ein Gefühl der Beengtheit, der mangelnden geographischen Weite und vor allem der fehlenden menschlichen Großzügigkeit hervorruft. Die Anziehung, die Amerika hauptsächlich auf junge Menschen, und bei diesen besonders auf dem Gebiet der Wissenschaften ausübt, ist wohl gerade mit dieser Großzügigkeit verbunden, die eine erfreulichere Zusammenarbeit in einem menschlich offenen Milieu ermöglicht.

## Die Welt der süditalienischen Bauern

Endlich muß ich meine Begegnung mit der Welt der süditalienischen Bauern erwähnen, eine Begegnung, die ich einer Anzahl von Forschungsaufträgen durch amerikanische Universitäten und Stiftungen verdanke und die meinerseits dem Gefühl entsprang, daß das akademische Leben oft recht weit von jenen Regionen entfernt ist, in denen die grundlegenden Probleme des menschlichen Daseins zum Vorschein kommen. Dazu kam, daß ich in Amerika in einer typisch modernen Gesellschaft lebte, in der uns jenes Mindestmaß an Sicherheit, ohne das wir kaum leben können, durch soziale Gesetzgebung und Konventionen, also durch die Vorsorglichkeit von Regierungen und Interessenvertretungen, aber auch durch Propaganda und Mode, gewährleistet wird. In Süditalien hingegen fand ich Kulturen, deren Sicherheit vor allem in der Anpassung der alltäglichen Dinge an den kosmischen Rhythmus lag, wobei jeder Aspekt dieses Lebens mit allen anderen in Verbindung stand. Es entstand das Bild einer Gesellschaft, das die Einheit und Gesetzlichkeit des Kosmos widerspiegelte und das der Zeitlosigkeit von Werten und Werken, wie wir sie in unseren eigenen Kulturen zu besitzen glauben, jene Unterseite der Zeitlosigkeit, die Wiederkehr menschlicher Situationen und entsprechender Reaktionen, gegenüberzusetzen

schien. Dies bedeutete für den Beobachter, daß praktisch in jedem Mitglied dieser Gesellschaften eine in ihrer Selbstverständlichkeit und im Kontrast mit dem Elend der Lebensbedingungen ergreifende Würde zutage trat. Und es bedeutete weit mehr. Die Würde dieser Menschen erschien als unwiderlegbarer Beweis gegen jede deterministische oder mechanistische Interpretation menschlicher Kulturen, denn es war ja gerade die Art des Akzeptierens kosmischer Gesetzmäßigkeit, die den Gegebenheiten des Lebens einen moralischen Sinn abzurufen vermochte. Auf sozialem Gebiet bedeutete dies gleichzeitig ein äußerstes Feingefühl für hierarchische Strukturen und einen unbeeinflussbaren Sinn für die Menschlichkeit alles Menschlichen. Ich erinnere mich noch der Worte und der Figur eines jungen Landarbeiters, der die armselige Ernte einbrachte und dabei zu erklären versuchte, daß sein Leben dem eines Tieres ähnlich sei, bis er sich plötzlich der Gegenwart eines Fremden — in diesen Gegenden immer ein Symbol oder Bote einer fernen, vermeintlich edleren Menschheit — bewußt wurde und vor dem Wort „Tier“, mit dem er sein eigenes Schicksal bezeichnen wollte und das meine großstädtischen, also gebildeten Ohren hätte verletzen können, den Ausdruck „con permesso parlando“ (mit Ihrer Erlaubnis) einschaltete.



## Entschluß zur Rückkehr

Wenn ich mich frage, was mich, auf der Grundlage jener entscheidenden Erfahrung meines Lebens, in mehr bewußter und spezifischer Weise dazu veranlaßt hat, nach Deutschland zurückzukehren, so war es vielleicht die Überzeugung, daß es die Aufgabe jedes Menschen ist, seine Kräfte dort einzusetzen, wo nach seinem Dafürhalten die Probleme seiner Zeit den höchsten Grad menschlicher Relevanz, das höchste Maß menschlicher Dichte zeigen. Anders ausgedrückt: Es schien mir, als ob das eigentliche Engagement dort stattfinden sollte, wo die persönliche — man würde heute wohl sagen existentielle — Betroffenheit am größten ist. Gerade an diesem Ort massivster Betroffenheit schienen mir zwei Postulate Dostojewskischen Denkens — so wie ich sie aus meinem eigenen *background* verstand — ihres Beweises zu harren: daß entweder jeder Mensch oder keiner die Möglichkeit hat, erlöst zu werden; und daß jeder Mensch für jedweden anderen Menschen volle Verantwortung trägt.

Praktisch bedeutete mein Entschluß die radikale Ablehnung jeglichen Urteilens oder Moralisieren aus sicherer Ferne und an deren Stelle die tägliche erschütternde und verwirrende Begegnung mit Menschen, die in der einen oder anderen Weise die unaustilgbaren Spuren jener Zeiten zeigten, für deren Verständnis die Kategorien des Denkens und Urteilens, die in der bisherigen Geschichte der Menschheit entwickelt worden waren, nicht ausreichen. Es bedeutete, unter anderem, das Vorbeigleiten von stumpf verschlossenen Gesichtern, von

Menschen, die unansprechbar, voll trotziger Unschuld, ihr Leben dem magischen Worte „Befehlsnotstand“ verdanken; die durch veränderte Umstände, nicht durch ein verändertes Gewissen, davon abgehalten werden, an mir das zu vollziehen, was sie an meinen Eltern und anderen Mitgliedern meiner Familie vollzogen haben. Aber auch die Begegnung mit Menschen, die ohne Rücksicht auf eigenes Wohl oder Wehe den zur Ausrottung Verdammten noch in letzter Minute ihr eigenes Brot brachten; mit dem Kollegen, der vor meiner Antrittsvorlesung auf mich zukam und etwas scheinbar so Einfaches sagte wie: „Ich danke Ihnen, daß Sie trotz allem zu uns zurückgekommen sind“; mit jenem anderen Kollegen, der eine Gruppe von Freunden bat, ihn nach der sonntäglichen Messe auf den Dorffriedhof zu begleiten, wo wir, Christen und Juden, vor dem Grab eines in Dachau umgekommenen Freundes gemeinsam ein Gebet sprachen.

Endlich bedeutete mein Entschluß zur Rückkehr den Versuch, eine Haltung der Unbefangenheit zu entwickeln, gerade aus dem Zentrum der Betroffenheit heraus, frei also sowohl von Gleichgültigkeit als auch von Ressentiments, und vor allem von jeglichem sentimental Drang nach Vergeben, das nur ein feiges Verwischen der Probleme bedeutet hätte. Es kann ein Suchen nach Verstehen gewesen sein, aber weit mehr noch nach Befreiung von dem Alptraum des Unmenschlichen und Unverständlichen, nicht Symptom also von etwas Edlerem, sondern lediglich ein Schritt zur eigenen Erlösung.

## Bildung und Geist

Meine Betrachtungen zum Schicksal der deutschen Universität im Zusammenhang mit dem Dritten Reich sind also in diesem Sinne Betrachtungen über den Versuch, mit dem eigenen Schicksal, dem eigenen Menschsein und seinen Anforderungen fertig zu werden und, innerhalb der Universität, eine den eigenen Erfahrungen und Überzeugungen angemessene Rolle zu spielen.

Auch ich stelle mir die Frage, warum die Universität als Institution, warum so viele

der akademischen Lehrer und der im Beruf stehenden Akademiker unfähig oder unwillig waren, sich der intensiven Erforschung der grundlegenden sozialen und kulturellen Probleme jener Krisenzeit mit aller Energie zuzuwenden und Vorschläge zu deren friedlicher, humaner und fortschrittlicher Lösung zu machen. Weiterhin: Warum haben die Universitäten und viele ihrer führenden Mitglieder, als ihr erstes Versagen zur Machtübernahme durch den Nationalsozialismus beigetragen



hatte, sich nicht mit größerem Mut und mit größerer Klarheit gegen alle jene, den Prinzipien einer Universität widersprechenden Denk- und Verhaltensweisen der Diktatur aufgelehnt?

Die Antwort, wie mir scheint, muß lauten, daß die Universität in ihrem Gedankengut und ihren Grundeinstellungen der Zeit nicht mehr gewachsen war — und ich füge hinzu, daß sich die Universität in diesen grundsätzlichen Dingen in der Zwischenzeit kaum wesentlich geändert hat und daß sie es deshalb, auch unter den vollständig veränderten Umständen der Gegenwart, schwierig findet, ihre wirkliche Aufgabe zu erfüllen. Zur Erläuterung meiner These muß ich zuerst von zwei, auch die heutige Universität beherrschenden Begriffen — nämlich „Bildung“ und „Geist“ — sprechen.

Unter Bildung, so dürfen wir wohl annehmen, versteht man das, was einen Menschen prägt, der sich mit Ausdauer und Intelligenz, in sowohl wissenschaftlicher als auch musischer Weise mit jenen Werken menschlichen Schaffens beschäftigt, die durch die Werte, die sie verkörpern, Dauerhaftigkeit beanspruchen können. Diese Prägung schließt neben einem abstrakt geistigen Aspekt einen konkretethischen ein, indem der Gebildete sich verpflichtet fühlt, zu versuchen, die Probleme des Alltags ebenfalls im Sinne jener Werte anzugreifen und zu lösen. Die Anfälligkeit des traditionellen Bildungsideals liegt nun vor allem darin, daß es uns leicht dazu verführt, zu vergessen, daß die zeitlose Gültigkeit der angesprochenen Werte keineswegs eine geschichtliche Bedingtheit ihrer spezifischen Ausdrucks- und Anwendungsformen ausschließt. Das Bildungsideal, zu dem sich die Universität noch heute zu bekennen scheint, entstammt im wesentlichen dem 19. Jahrhundert und den Bedürfnissen und Aspirationen der damals führenden Gesellschaftsschichten. Wir wollen uns hier nicht mit der Frage aufhalten, ob dieses Bildungsideal nicht schon im vergangenen Jahrhundert das wahrhaft Humane vernachlässigt hat. Es genügt, festzustellen, daß die unkritische Beibehaltung dieses Ideals in unserem Jahrhundert zu einer wachsenden Entfremdung der Bildung von der sozialen Wirklichkeit geführt hat. Zu ihren Symptomen gehört unter anderem die abstrakte Gelehrsamkeit, die Unbekümmertheit so mancher

Gebildeter gegenüber Unmenschlichkeiten, die in der nahen oder der fernen Welt begangen wurden und noch heute begangen werden, vor allem aber die Unfähigkeit, eine wirkliche sinngebende Funktion in unserer Gesellschaft auszuüben. Dies steht im Zusammenhang mit anscheinend so entgegengesetzten Erscheinungen wie dem Kult der Kultur, der oft eine Flucht aus der Verantwortung des Alltags bedeutet, und jenem Liebäugeln zwischen Geist und Macht, wobei sich das „Ewige“ des Geistes nur allzu leicht mit dem Ephemeren der Macht verbindet. Vor allem in den Geisteswissenschaften ergeben sich Widersprüche, ja Absurditäten, wie etwa die Tatsache, daß sich die Geisteswissenschaften zwar sachgemäß mit den Erzeugnissen des menschlichen Geistes beschäftigen, daß sie jedoch keineswegs eine besondere Beziehung zum geistigen Leben im schöpferischen, religiösen oder ethischen Sinne des Wortes zu haben brauchen. In besonders eklatanten Fällen könnte man sagen, daß so manches menschliche Versagen auf einer allzu großen Beschäftigung mit dem absoluten Ich und einer zu geringen Beschäftigung mit dem nachbarlichen Du beruht.

Was den „Geist“ betrifft, so scheint es der Mißverständnisse nicht wenige zu geben. Eine Gruppe von Gelehrten und Studierenden sieht in der sogenannten Wertfreiheit der Forschung einen Freibrief für die Unbekümmertheit um menschliche Schicksale, eine andere läßt sich von dem Postulat der engen Bindung zwischen Wissenschaft und Ethik zu dem Glauben verführen, daß wissenschaftliche Tätigkeit jeglicher Art schon für sich einen ethischen Wert darstellt. Wohl noch ernstere Folgen ergeben sich aus der Verschwommenheit des Begriffes „Geist“ selbst. Nur selten wird zwischen „Geist“, also etwa der rein spekulativen oder gar ästhetischen Beschäftigung mit transzendenten Dingen, und Geistigkeit im ethisch-religiösen Sinne unterschieden, die eine jeden Aspekt des Alltags durchdringende Lebens- und Gesinnungsweise darstellt. Im ersten Fall kann dies bis zu einer Konzeption des Menschen führen, der sich selbst zum Gott oder Übermenschen proklamiert; um eine Pseudo-Vergeistigung, eine Flucht in eine Irrationalität, die zu den möglichen Ursachen von Gewalttätigkeit und Barbarei gezählt werden muß. Im zweiten Fall handelt es sich um ein Innewohnen des göttlichen Geistes im Menschen, das ihm Würde und Glaubwürdigkeit verleiht und dadurch die Gültigkeit seiner Werke verbürgt.



## Versagen einer Generation

Es entspräche nicht den Tatsachen, würden wir etwa die Professorenschaft allein verantwortlich machen für den Mißbrauch von Begriffen wie „Geist“ und „Bildung“. Wir Professoren müssen uns zwar als berufene Träger dieser Begriffe besonders schuldig fühlen; darüber hinaus ist es jedoch eigentlich unsere ganze Generation, die, mit Ausnahmen, angesichts der Krise der westlichen Kultur in so weitgehendem Maße versagt hat. Dabei denke ich nicht nur an jene Kollegen, die sich dem Nationalsozialismus verschrieben haben, sondern auch an diejenigen von uns, die durch Abstammung oder Schicksal vor der Versuchung bewahrt blieben, ihr Versagen in jenen schrecklichen, dem Nationalsozialismus eigenen Formen zu bekunden.

Eine der bedenklichsten Erscheinungen menschlichen Versagens scheint mir in Deutschland gerade bei denjenigen zu liegen, die aus einem als „Korrektheit“ dargestellten Untertanengeist alles taten, was von ihnen verlangt wurde, anstatt auf jenes Gewissen zu hören, von dem Dichter und Philosophen Generationen lang so leidenschaftlich geschrieben und gesprochen hatten. Zu den Exzessen dieser im Grunde aus menschlicher Feigheit geborenen „Korrektheit“, dieses in der Unfähigkeit eigener, verantwortungsvoller Entscheidung verankerten Obrigkeitskults und Gefälligkeitsdenkens gehörten das angeblich Nichts-von-den-Greueln-Wissen, das heißt ein bewußt oder unbewußt Nichts-wissen-Wollen, und letzten Endes jene kalte Pseudo-Rationalität, mit der die Untaten absoluter Irrationalität zu ihrem logischen Ende geführt wurden.

Daß in meiner Generation auch heute noch, obgleich unter neuem Vorzeichen, Opportunismus und falsche „Korrektheit“ herrschen und daß das Bekenntnis zu den großen Traditionen oft rein rhetorisch ist, wird sichtbar im Mangel an Selbstkritik, in jener Vielfalt peinlicher Reaktionen gegenüber der Vergangenheit — vom vorsichtigen Sich-Umsehen, ehe man den Nationalsozialismus erwähnt, bis zur bravourösen Hervorzauberung der schrecklichen Phänomene, im Sinne etwa des Menschen, der im Dunkeln geht und sich durch lautes Pfeifen Mut zu machen sucht. Den freilich extremsten

Fall fehlender Einsicht mag man in dem Absurdum sehen, daß das Sühnekloster in Dachau auf Initiative ehemaliger Insassen errichtet wurde, und nicht von ihren Peinigern.

Daß die für das geistige Leben und speziell für die Rehabilitierung der Universität so dringende Selbstkritik gerade vielen Professoren schwerzufallen scheint, mag unter anderem mit ihrer privilegierten Stellung zusammenhängen. Man kann wohl sagen, daß die Professorenschaft einen Stand darstellt und möglicherweise den einzigen Stand, den es in unserer Gesellschaft noch gibt. Nun gehört das Ständewesen zu einer relativ stabilen, hierarchisch aufgebauten Gesellschaft. Unsere moderne Gesellschaft ist aber gekennzeichnet durch ein hohes Maß von sozialer Mobilität, die durch ein vorwiegend pragmatisches Bewährungsprinzip bestimmt wird. Die Struktur unserer Universitäten sowie der Professorenschaft ist charakteristisch für sogenannte geschlossene Gesellschaften, während wir heute in einer im großen und ganzen offenen Gesellschaft leben. Dies führt zu mehreren, auf die Dauer nicht tragbaren Widersprüchen. Es bedeutet, daß die Professoren, als ein auch heute noch in seinen Privilegien geschützter Stand, sich im Grunde nur im eigenen Kreise ausweisen, nicht aber vor der Gesellschaft als Ganzem bewähren müssen. Eine eindeutige Diskrepanz zwischen dem zu einem guten Teil auf diesen Privilegien aufgebauten sozialen Prestige und der wirklichen Nützlichkeit der Professoren für die Gesellschaft scheint mir zum Ausdruck zu kommen in Merkmalen wie der keineswegs seltenen professoralen Empfindlichkeit und gelegentlichen Willkür. Dem steht gerade in den Ländern, in denen die Naturwissenschaften und ihre praktische Anwendung am höchsten entwickelt sind, ein Elitebegriff gegenüber, der die ältere Idee einer geschlossenen Gruppe, die ihre Privilegien gegen das Gros der Gesellschaft verteidigt, vollständig ablehnt. Der neue Elitebegriff fußt auf der Notwendigkeit, aus allen Schichten der Bevölkerung systematisch ein Maximum von begabten jungen Leuten zu finden, um so rasch wie möglich eine immer breitere wissenschaftliche Führungsschicht zu schaffen.



## Chance einer Wiederbelebung der Universität

Wenn ich bisher ein negatives Urteil über unsere Universität und vor allem über meine eigene Generation gefällt habe, so schließe ich angesichts der Erfahrungen, die ich bisher mit den Mitgliedern der jüngeren Generation gemacht habe, die Möglichkeit einer Reform, oder besser, einer Wiederbelebung der Universität nicht aus. Ich huldige dabei nicht etwa dem romantischen Glauben, daß die jeweils jüngere Generation von Natur aus vernünftiger oder mutiger ist als die Generation der Eltern und Lehrer. Ich stelle lediglich fest, daß die Konstellation, unter der die heutige Studentenschaft aufgewachsen ist, günstiger war als die Situation, in die ihre Lehrer hineingeboren wurden. Mir scheint, daß manche von dieser jungen Generation diese Gelegenheit benutzt haben, andere, positivere Denk- und Verhaltensweisen zu entwickeln.

Man darf wohl sagen, daß im Gegensatz zur Situation, die die Zeit nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg kennzeichnete, der verlorene Zweite Weltkrieg weder eine Welle revancharischer Ressentiments noch eine Welle romantischer Idealismen erzeugte, wie sie in völkischen Gruppen, auch in Teilen der Jugendbewegung ihren Ausdruck gefunden hatten. Anstelle von emotionalen und irrationalen Reaktionen, die später im Nationalsozialismus ihre Krönung fanden, begegnen wir heute, vor allem bei der akademischen Jugend,

einer im allgemeinen nüchternen und sachlichen Haltung. Dazu haben wohl im besonderen zwei Ereignisse beigetragen: einmal, daß die Schuld des nationalsozialistischen Regimes am Zweiten Weltkrieg doch wesentlich klarer festliegt als die Schuld der deutschen Regierung an den Kriegsereignissen von 1914/18; zum zweiten, daß die Alliierten, und vor allem die Vereinigten Staaten von Amerika, nach anfänglichen großen Ungeschicklichkeiten alles unternahmen, um durch wirtschaftliche und militärische Hilfe die Grundlagen zu schaffen, auf denen ein Wiederaufbau Deutschlands durch eigene Kräfte und eine zunehmende Teilnahme an der westlichen Allianz und an der Entwicklung europäischer Gremien möglich wurden. Daß die Motive zum Beispiel der Vereinigten Staaten in der Verteidigung der Bundesrepublik auch die Verteidigung des eigenen Landes und der gesamten nicht-kommunistischen Welt einschlossen, mindert in keiner Weise die Bedeutung der Tatsache, daß trotz des wiederholten Aufflackerns der Berlinkrise und des Weiterbestehens der Teilung Deutschlands der Bundesrepublik nunmehr zwanzig Jahre — ich betone — relativer Ruhe und Sicherheit gegönnt waren, die dem Wiederaufbau des Landes, der demokratischen Bewährung und der Übernahme neuer, internationaler Verpflichtungen gewidmet werden konnten.

## Traditionelle Autoritäten in Frage gestellt

Ich habe schon erwähnt, daß nach meiner Erfahrung wenigstens ein Teil der jüngeren Generation diese Zeit keineswegs als einen Urlaub von geistiger oder sozialer Verantwortung betrachtet hat. So haben sich viele von ihr mit dem Problem der Glaubwürdigkeit befaßt, in anderen Worten, mit den Kriterien der Berechtigung eines Autoritätsanspruches einzelner, aber vor allem von Institutionen wie Familie und Staat, Kirche und Universität. Nach dem Verfall legitimer Autorität im totalitären Machtbereich war jeglicher apriorische Autoritätsanspruch von seiten jener Institutionen, war jedes innere Verhältnis zu überkommener, formaler Autorität in Frage gestellt. Wer oder was immer Achtung ver-

langte, mußte sich, jeweils von neuem, ausweisen, und zwar nicht nur vor der kritischen Vernunft, sondern auch durch die Fähigkeit und den Mut praktischer Bewährung. Dies bedeutete keineswegs einen banalen Pragmatismus, also etwa Erfolg nach den Kriterien eines geistigen Opportunismus oder eines nackten Nützlichkeitsdenkens, sondern einen Pragmatismus geistig-religiöser Art, in dem sich zwei vollkommen von einander verschiedene Bereiche berühren und ergänzen: einmal Kriterien der Wahrheit, wie sie uns etwa von dem in der Offenbarung verankerten Glauben oder von den Überlegungen der *philosophia perennis* vorgelegt werden; dann auch das schon angesprochene Kriterium der Glaubwür-



digkeit, das darin besteht, daß ein Mensch jene als gültig anerkannten Grundsätze und Einsichten in seinem eigenen Leben zu verwirklichen hat. In diesem Sinne besteht keine Divergenz zwischen abendländischem Konservatismus und anglo-amerikanischem Pragmatismus, wie sie manchmal heraufbeschworen wird. Besteht doch der amerikanische Pragmatismus, gerade in der Praxis, auf außerpragmatischen Kriterien, nämlich auf der Institutionalisierung naturrechtlichen Denkens!

Was die einzelnen Institutionen betrifft, so sehen wir, daß in der Familie die traditionelle Autorität des Vaters nicht nur durch wirtschaftliche und soziale Entwicklungen eine Minderung erfahren hat, wie etwa durch die heute bestehenden größeren Möglichkeiten der Studierenden, ihr Studium durch Stipendien zu finanzieren, sondern auch durch die Rolle, die viele Väter in aktiver oder allzu passiver Weise in der Zeit des Nationalsozialismus gespielt haben. Dabei ist die Einstellung der Jugend keineswegs familienfeindlich. Denn eine wachsende Zahl von jungen Menschen neigt selbst dazu, Familien zu gründen, um in einer unsicher gewordenen, schwankenden Welt eine Privatsphäre der Sicherheit und Selbsterfüllung zu finden.

## Bedürfnis nach Zugehörigkeit

Die Beschäftigung mit dem Problem der Glaubwürdigkeit traditioneller Institutionen hat, soweit ich sehen kann, wenige der mir bekannten Studenten dazu verführt, das Problem der eigenen Glaubwürdigkeit zu vernachlässigen, mit anderen Worten, nicht jene Selbstkritik auszuüben, die mir eine unentbehrliche Vorbedingung jeder wirklichen menschlichen Kommunikation zu sein scheint. Diese Ehrlichkeit mit sich selbst sowie die Bereitschaft, sich gerade in Gesprächen mit jungen Menschen aus anderen Ländern in deren Probleme hineinzudenken — eine Art geistiger Generosität, die meiner eigenen, oft von Mitleid mit sich selbst angekränkelten Generation häufig fehlt —, haben mehr dazu beigetragen, negative Pauschalurteile über Deutschland abzubauen, als etwa die im Wirtschaftswunder zutage getretene Tüchtigkeit oder die löblichen Versicherungen der Regierungen.

Wenige junge Menschen sprechen heute dem Staat eine durch besondere historische Ereignisse erworbene oder gar durch metaphysische Überlegungen sanktionierte Autorität zu. Es ist dies das Gebiet, auf dem noch am wenigsten den Erfahrungen und der Denkweise der jungen Generation entsprechende Alternativen entwickelt worden sind. Wesentlich Positiveres kann man von den großen Religionsgemeinschaften sagen, die heute in weitgehendem Maße auf jede, sozusagen von außen oder oben her eingesetzte, formale Autorität verzichten und ihre Glaubwürdigkeit durch systematische Selbstkritik, durch Demut und Sühne und nicht zuletzt durch Mut zum Unpopulären zu beweisen suchen. Was die Autorität der Universität und vor allem der Professoren betrifft, so findet sie zwar ihren Ausdruck in den staatlich geschützten Rollen des Prüfers, des Institutsdirektors oder Seminarvorstandes, des Doktor- oder Habilitationsvaters; daß diese Autorität aber nicht immer mit wirklicher Achtung für die Person identisch ist, ja, daß sie oft hindernd für die Entwicklung der Wissenschaft und der jungen Wissenschaftler empfunden wird, zeigt unter anderem die Auswanderung so vieler begabter junger wissenschaftlicher Kräfte in universitätsfremde Institute und Institutionen sowie ausländische Universitäten.

Können wir einerseits behaupten, daß es innerhalb der jüngeren Generation eine Anzahl von Menschen gibt, die sich in inneren Kämpfen zu neuen Haltungen durchgerungen, ja vielleicht mit der Schaffung eines neuen Persönlichkeitstyps begonnen haben, so müssen wir auch feststellen, daß es für sie noch wenig Gelegenheiten gibt, innerhalb der bestehenden Gesellschaftsordnung eigene Initiative und Verantwortung zu entwickeln. Dies ist um so besorgniserregender, als Geschichts- und Sozialwissenschaften eindeutig feststellen, daß eine enge Beziehung zwischen Persönlichkeit und Kultur, zwischen Individuum und Gesellschaft besteht und daß eine Vernachlässigung der Entwicklung geeigneter sozialer und kultureller Formen und Institutionen früher oder später zum Zerfall der Persönlichkeitsstruktur der in der betreffenden Gesellschaft lebenden Menschen führen muß. Der



normale Mensch kann, in anderen Worten, sich ohne Partizipation in gewissen, seiner Persönlichkeitsstruktur entsprechenden Formen nicht entwickeln, kann ohne ein gewisses kulturelles *belonging* nicht bestehen. Man könnte auch sagen, daß der Mensch zur Befriedigung lebenswichtiger Bedürfnisse und der Verwirklichung seiner Lebensideale eines Minimums an Institutionen bedarf.

Es scheint also klar zu sein, daß jene Errungenschaften der jüngeren Generation, von denen wir soeben sprachen, wenig mehr als eine menschlich erfreuliche, jedoch geschichtlich unwirksame Erscheinung bleiben werden, sollte es nicht gelingen, in absehbarer Zeit entsprechende Formen von Partizipation und Zugehörigkeit, einschließlich geeigneter Institutionen, zu entwickeln. Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß eine der Ursachen des Nationalsozialismus gerade in der Unfähigkeit der deutschen Gesellschaft bestand, die Forderung der engen Bindung von menschlicher Haltung und sozialer Struktur zu erfüllen. In diesem Fall allerdings waren die neu entstandenen sozialen und politischen Formen das chronologisch Primäre, während die menschliche Haltung und die Persönlichkeitsstruktur unfähig waren, sich der Entwicklung anzupassen. Genaue gesagt, fand dabei ein doch recht abrupter Wandel von kleinstädtischen und kleinstaatlichen zu großstädtischen und nationalstaatlichen Lebensformen statt, wobei die der früheren Phase entsprechenden Persönlichkeitsstrukturen und Werte im großen und ganzen beibehalten wurden. Dies führte u. a.

zu romantischen Ausflüchten und Projektionen und zu Ressentiments gegen die vermeintlichen Urheber der Krise, die faktisch durch das eigene Versagen hervorgerufen worden war. Der fanatische Nationalismus des Spießbürgers wurde zum klassischen Beispiel einer mißlungenen Verbindung von klein- und großräumiger Partizipation, von partikulärem, das heißt übersichtlichem *belonging* und Streben nach Teilhaben an ideeller Universalität. Eine solche Verbindung aber ist die Grundlage jedes wirklichen geistigen und kulturellen Lebens. Man denke an Platons Vorstellung von der Struktur der Seele, die der Struktur der *polis* entspricht, jedoch ihr Heim im Bereich ewiger Ideen hat; oder an die Mitgliedschaft eines Mönches in einer örtlich gebundenen klösterlichen Gemeinde und in der den Anspruch auf Universalität erhebenden Kirche; oder an jene kleinstaatlichen Weltbürger wie Perikles oder Dante, die aus der Besonderheit ihrer Heimatstädte zu einem universalen Menschenbild vorzudringen vermochten. Beim Nationalsozialismus hingegen handelte es sich um das Absinken existentieller Bindung zum bloß Irrationalen und Emotionalen, von der Übersichtlichkeit eines kulturellen *belonging* zum Kult des „Blut und Bodens“, während gleichzeitig eine echte, eben in der konkreten Wirklichkeit verankerte Transzendenz zur abstrakten Ideologie, mit einem totalitären Herrschaftsanspruch, verfälscht wurde. Der einzelne verlor dadurch Gesicht und Gewissen und seine Partizipation wurde zur undifferenzierten, plebiszitären Bejahung eines in ähnlichem Maße undifferenzierten Ganzen.

## Respektierung der Minderheiten

Es versteht sich von selbst, daß der Nationalsozialismus und andere totalitäre Lebens- und Regierungssysteme nicht die einzigen Formen einer mißlungenen oder überhaupt unterlassenen Lösung des Problems der Partizipation darstellen. Sensiblere Naturen, gerade unter der akademischen Jugend, neigen heute oft zu einer persönlichen Isoliertheit, die in extremen Fällen zu einem zynischen „ohne-mich“ gegenüber herkömmlichen Organisationen und Institutionen, sei es Staat, Parteien, Universität, führt. Diese Einstellung wird dadurch verstärkt, daß Vertreter der älteren Generation gelegentliche Versuche jüngerer Menschen, neue Formen der Partizipation zu entwickeln, nur selten begrüßen. Weniger sen-

sible und realistischer eingestellte Naturen dagegen sind sich bewußt, daß sich persönlicher Erfolg nur durch Anpassung an die bestehenden Institutionen und Umgangsformen erreichen läßt. In beiden Fällen führt es zu einem Aufgeben oder einem Absterben dessen, was seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges an menschlicher Haltung und geistigem Gut errungen worden ist.

Das notwendige Verhältnis von Persönlichkeits- und Gesellschaftsstruktur, von Glaubwürdigkeit der einzelnen Person und Partizipation in einem kulturellen Ganzen mag auch im Problem der Authentizität des einzelnen und in der Verantwortung für alle Aspek-



te der eigenen Kultur zum Ausdruck kommen. Praktisch bedeutet dies zum Beispiel, daß die Authentizität der maßgebenden Mehrheit in einer Kultur oder Gesellschaft davon abhängt, inwieweit sie die Authentizität von Minderheiten respektiert. Das beste Beispiel dafür ist die Einstellung des Christentums gegenüber den Juden oder der weißen Amerikaner gegenüber den Negern. Seit der späten Antike und in besonderem Maße während des Mittelalters hatte die Kirche den Juden verboten, Land zu besitzen und die üblichen Gewerbe auszuüben. Gleichzeitig wurde den Christen verboten, Geld auf Zins zu verleihen. Man bestrafte also die Juden für ihre Weigerung, den christlichen Glauben anzunehmen, dadurch, daß man sie von der Art des Besitzes und der Arbeiten ausschloß, die im christlichen Denken einen positiven Wert darstellten, und für sie Beschäftigungen reservierte, die in der christlichen Ethik keinen Platz hatten. Mit der wachsenden Bedeutung des Geldhandels wuchs innerhalb des Christentums die Versuchung, die negativen und dem Christentum fremden Elemente des Geldwesens, ohne die man nicht auskam und mit denen man innerhalb der eigenen Glaubens- und Wertvorstellungen nicht fertig wurde, in die Juden hineinprojizieren. Den Juden wurde dadurch eine

Reihe von Rollen übertragen, was der Oktroierung eines fremden, unauthentischen Wesens gleichkam. Für den Christen war es eine Ausstoßung oder Verdinglichung eines Teils seines eigenen Ichs, so daß im Grunde der Haß gegen die Juden einen verkappten Selbsthaß und jene Schaffung des unauthentischen Ichs des Juden eine Entlastung des eigenen Ichs darstellte. Die Situation im Süden der Vereinigten Staaten in bezug auf den Neger war zumindest bis vor wenigen Jahren nicht wesentlich anders. Hier war es der weiße Puritaner, der innerhalb seines Systems unter anderem die Ambivalenz des Sexuellen nicht akzeptieren konnte und deshalb Vorstellungen einer primitiven Sexualität in die Persönlichkeit des Negers hineinprojizierte und diese dadurch mit etwas ihr Wesensfremdem belastete. In beiden Fällen litt die Glaubwürdigkeit und die Authentizität der Majorität. Denn Glaubwürdigkeit und Authentizität sind die Voraussetzungen unbefangener Partizipation. Diese ist nicht möglich, wenn ich den anderen Menschen, mit dem ich verkehren will, seiner Authentizität auf Grund der eigenen Unfähigkeit beraube, einer Unfähigkeit, die es mir versagt, mich mit allen, auch den negativen Aspekten meiner selbst kritisch auseinanderzusetzen.

## Verantwortung für die Gesamtheit der Gesellschaft

Der Zusammenhang zwischen der Authentizität des einzelnen und der Gesellschaft oder Kultur, an der er teilnimmt, fordert auch, so scheint mir, daß der einzelne die eigene Kultur als etwas alle Aspekte und Dimensionen Einschließendes betrachtet und in diesem Sinne Verantwortung für die Gesamtheit seiner Gesellschaft übernimmt. Ich meine also, daß wir nicht berechtigt sind, uns der Größe unserer eigenen Kultur zu rühmen und die unerfreulichen Seiten, etwa die mangelnde Übereinstimmung mit ihren Idealen, als unwesentlich abzulehnen. Als Amerikaner darf ich mich nicht nur eines Jefferson oder eines Kennedy rühmen, sondern muß ebenso Verantwortung tragen für Erscheinungen wie McCarthyismus, Jugendkriminalität und die Greuel moderner Kriegführung, auch wenn man im technischen oder legalen Sinne von keiner Beteiligung oder Verantwortung sprechen kann. Selbst

wenn ich keiner jüdischen Gemeinde angehöre und mich, wie man in einer völlig irreführenden, juristischen Sprache zu sagen pflegt, von vielerlei Aussagen, Entscheidungen und Betätigungen jüdischer Gruppen und Organisationen distanzieren würde, muß ich mich beschämt und verantwortlich fühlen, wenn manche Juden von der Kollektivschuld der Deutschen sprechen oder eine Art der sozialen Kritik üben, die sich nicht selten an der Brillanz der eigenen Ausdrucksweise berauscht, während sie versäumt, positive Alternativen zu entwickeln und diese im eigenen Lebensbereich verpflichtend zu praktizieren; oder wenn andere Juden in einer auf der Gleichheit der Chancen aufgebauten Gesellschaft Methoden anwenden, die der Notlage einer bedrängten, den Erfahrungen des Gettos nahestehenden Minderheit entsprechen.



Im Zusammenhang mit dem Postulat, daß jedes einzelne Mitglied einer Kultur oder Gesellschaft Verantwortung trägt für die Gesamtheit ihrer Aspekte, soll es klar sein, daß gerade diese Forderung einen jeglichen Gedanken an die „Kollektivschuld“ anderer ausschließt. Denn dies würde nicht nur einen

Glauben an die moralische Überlegenheit der eigenen Gesellschaft bedeuten, sondern auch eine Verdinglichung, eine Reduktion zum Kollektiv, zur Masse jener anderen, die wir einerseits für ihr Tun verantwortlich machen, denen wir andererseits jene persönliche Authentizität absprechen, die allein Trägerin von Verantwortung und Verantwortlichkeit ist.

## Reform der Universität

Wenn ich zum Schluß dieser Erörterungen die Frage stelle, was die Universitäten und einschlägigen Behörden bisher unternommen haben oder im Begriff sind zu unternehmen, um den Studierenden die hier angesprochene Partizipation und die nötigen Ausdrucksformen für die grundlegenden Aspirationen und Verhaltensweisen zu schaffen, so sehe ich eine Vielfalt von Reformversuchen, einschließlich der Gründung neuer Universitäten. Solche Versuche, die u. a. die Errichtung von Departments oder Abteilungen und den Ausbau eines sogenannten Mittelbaus einschließen, sind nur zu begrüßen, da sie voraussichtlich die Verwaltungsarbeit der Fakultäten erleichtern und allgemein dazu tendieren, den Problemen, die aus dem Massenansturm auf die Universitäten entstehen, einigermaßen Herr zu werden. Es darf aber nicht vergessen werden, daß Verwaltungsreformen an sich noch nicht notwendigerweise den Rahmen und die Formen schaffen, innerhalb derer das Suchen nach Partizipation von seiten der Studenten und der jüngeren Gelehrten ihre entsprechende Befriedigung findet. Es sei nur daran erinnert, daß das Department in seinem Ursprungsland, den Vereinigten Staaten von Amerika, seine wissenschaftliche und soziale Funktion gerade dadurch erfüllt, daß es mit einer Anzahl wichtiger Strukturelemente und Verhaltensweisen unlösbar verbunden ist, die in Deutschland keineswegs gegeben sind und ohne die die erstrebten neuen Formen der Partizipation, wie mir scheint, kaum erzielt werden können.

Man erinnere sich nur daran, daß es in Amerika kein Staatsmonopol in der Erziehung gibt, daß Universitäten von Gremien prominenter Bürger, oft ehemaliger Graduierte, geleitet werden, daß das Department zwar Rangunterschiede zwischen den verschiedenen Mitgliedern kennt, daß Entscheidungen über Lehrpläne, Berufungen oder Beförderungen jedoch

von dem ganzen Department getroffen werden. Es existiert dort also nicht nur eine volle Teilnahme an den Angelegenheiten und den Entscheidungen des Departments, vom jüngsten Dozenten bis zum ältesten Professor, sondern auch eine offene und meist reibungslose Beweglichkeit von unten nach oben, die von den Mitgliedern des Departments nach dem Grundsatz der wissenschaftlichen und menschlichen Bewährung bestimmt und durch keinerlei Engpässe wie Habilitation oder Beamtung behindert wird. Außerdem gibt es für die Mitglieder des Departments praktisch unbeschränkte Möglichkeiten, sich an Lehr- und Forschungsaufgaben zu beteiligen, die weit über die herkömmlichen Aufgaben eines Departments hinausgehen, die verwaltungstechnisch kaum lokalisierbar sind und eben jene Grenzgebiete berühren, wo heute das geistige Klima herrscht, das die Besten und Begabtesten unter den jüngeren Wissenschaftlern in seinen Bann zieht.

Es fragt sich, ob man nicht versuchen sollte, die jüngere Generation anzuregen bzw. ihr zu erlauben, auch außerhalb der Universität, aber doch auf dem weiteren Gebiet der Bildung, ihren neuen Geist, jenen Idealismus ohne Illusionen, wie er in Amerika im Friedenskorpis zutage tritt, auf die Probe zu stellen. Welche Belebung des Volksschul- und Mittelschulwesens, welche Begeisterung für eine neue, unserer eigenen Zeit entsprechende Konzeption und Praxis der Bildung könnte erzielt werden, würde man es zum Beispiel Studierenden aller Fächer ermöglichen, nach Ablegung einer Diplom- oder Magisterprüfung ein oder zwei Jahre in oder außerhalb der Bundesrepublik zu unterrichten, auf alle Fälle dort, wo die Erziehung im argen liegt, um nach dieser Zeit freiwilligen Dienstes an der Gemeinschaft in den eigentlichen Beruf einzutreten oder zurückzukehren.



## Keine mildernden Umstände für zweites Versagen

Welche Initiativen wir auch immer ergreifen, um neue Formen der Partizipation zu entwickeln, die Aufgabe ist eilig und darf nicht verschoben werden — schon deshalb nicht, weil es keineswegs sicher ist, daß die Situation, die in den letzten Jahren für solch eine Entwicklung relativ günstig gewesen wäre, in der nächsten Zukunft nicht neuen Gefahren ausgesetzt sein wird. Bisher herrschte in der Bundesrepublik und vor allem bei der Jugend eine allgemeine Weltoffenheit, eine Freiheit von nationalistischen Ressentiments und eine relative Sicherheit, die unter anderem durch den Nordatlantischen Pakt garantiert wurde. Der Schock der Ermordung Präsident Kennedys, der in seiner Person einen großen Teil jener Haltung verkörperte, die junge Menschen für sich selbst zu entwickeln suchen, die gegenwärtige Uneinigkeit in der Europa-Konzeption und in dem gesamten westlichen Bündnis, die direkten und indirekten Folgen des Vietnam-Krieges, sich immer stärker äußernde Zweifel an der wirtschaftlichen Zukunft der Bundesrepublik, die wachsende Notwendigkeit eigener, schwerwiegender außenpolitischer Entscheidungen gehören zu der Vielzahl der Zeichen, die ein Ende jener Erholungspause für das deutsche Geistesleben anzudeuten scheinen. Sollten jetzt nicht energische Versuche unternommen werden, der geistigen Erneuerung der jüngeren Generation entsprechende

Wirkungsformen und Institutionen zu entwickeln, dann könnte in kommenden Zeiten der Krise das Pendel von einem wenigstens nach außen hin herrschenden „ohne mich“ zu neuen Formen fanatischer, unkritischer und die rationale Entwicklungsfreiheit des einzelnen beeinträchtigender totalitärer Aktivität zurückschwingen.

Wenn in der Vergangenheit die Universität mehr zur Stärkung des Nationalsozialismus beigetragen hat als der Nationalsozialismus zum Verfall der Universität, so wird es bei einem zweiten Versagen der Universität unmöglich sein, mildernde Umstände, wie etwa Gewaltherrschaft und die mit ihr verbundene Schwierigkeit der Selbstkritik und der praktischen Reform ins Feld zu führen. Die Frage, ob Humanität lediglich eine rhetorische Phrase bleiben soll oder ob sie jeden Aspekt unseres Lebens erfüllen kann, verlangt eine dringende Antwort von jedem von uns, unabhängig davon, ob wir Studenten, Professoren oder Mitglieder universitärer oder staatlicher Verwaltungsorgane sind. Sie wird entscheiden, ob die Universität eine wirkliche oder nur eine Scheinfunktion in der modernen Gesellschaft hat, ja, ob diese Gesellschaft, mit der sie in der einen oder der anderen Weise so eng verbunden ist, noch im wahren Sinne des Wortes eine menschliche ist.